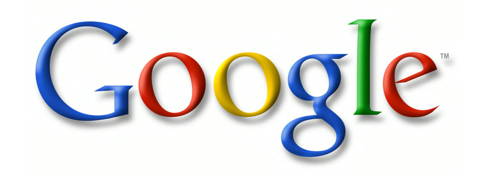
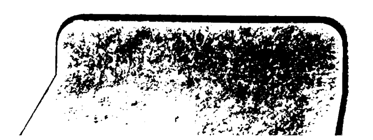




2. Band: Amrain, Deutsche
Schwankerzähler des XV.-
XVII. Jahrhundert I. Teil




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Historische Quellenschriften zum Studium der Anthropophyteia.

Unter Mitwirkung
von
Ethnologen, Folkloristen und Naturforschern
herausgegeben
von
DR. FRIEDRICH S. KRAUSS.

Band II.

Deutsche Schwankerzähler des XV. bis XVII. Jahrhunderts.

Heinrich Bebels Facetien

herausgegeben von
KARL AMRAIN.



Leipzig
Deutsche Verlagsaktiengesellschaft
1907.

Privatdruck.

Nur für Gelehrte bestimmt.

№ 400

Dem Freunde

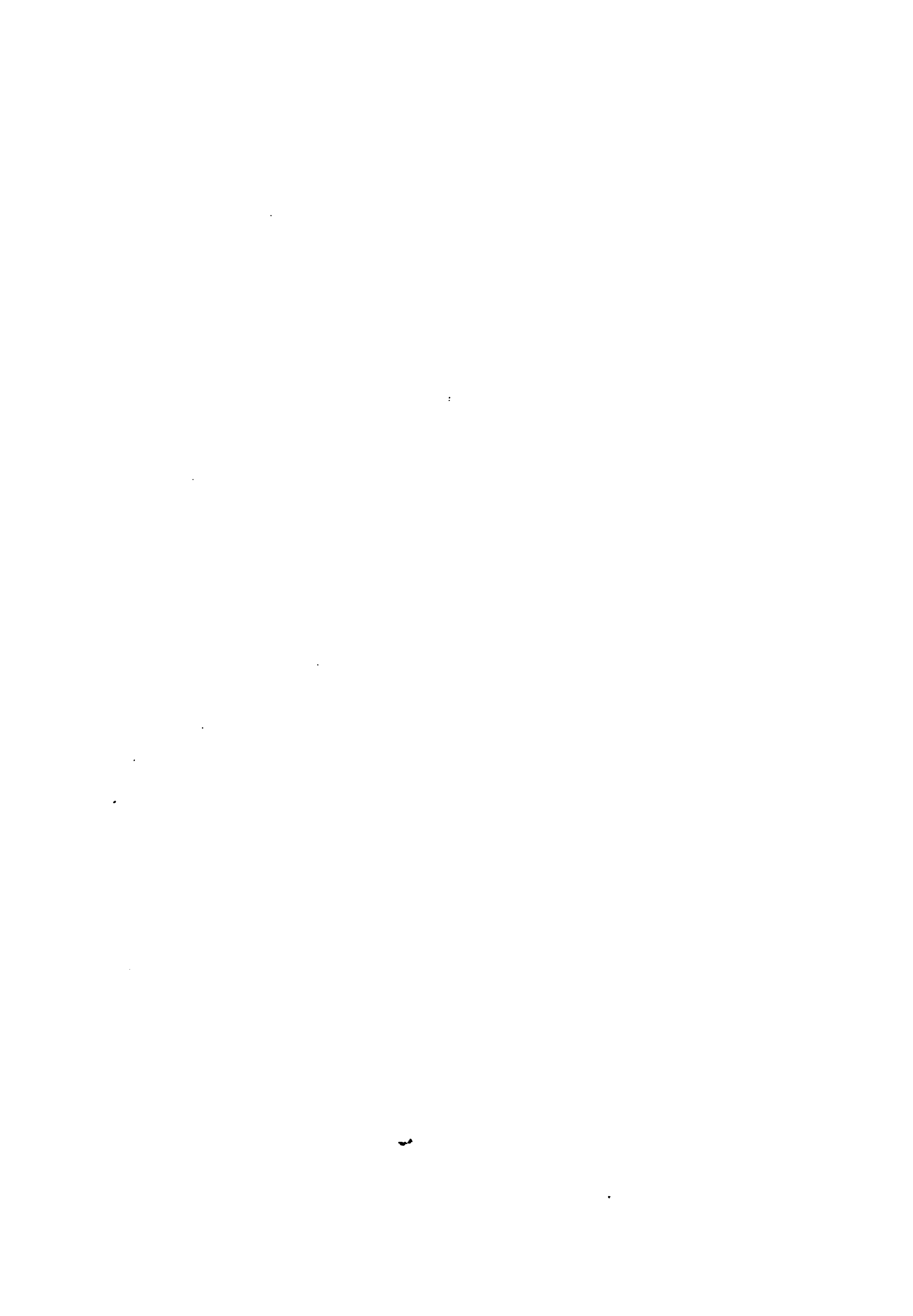
Dr. Friedrich S. Krauss

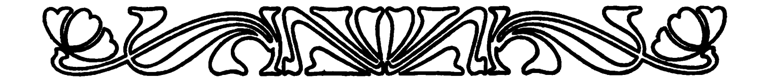
der die Grenzen der Volkskunde durch die

Anthropophyteia

weiter gezogen, als Zeichen der Verehrung

Karl Amrain.





Vorbemerkung.

Schilderungen der Sitten und Gebräuche vergangener Jahrhunderte haben bei der Nachwelt, weit über den engen Kreis der Historiker und Kulturhistoriker von Beruf, stets eine dankbare Aufnahme gefunden. Schärfer charakterisierende Zeitbilder, in denen sich das geheimste Fühlen und Denken der Menschen aller Stände, aller Klassen widerspiegelt, sind verhältnismäßig selten. Selbst in unserer Zeit, die doch wahrlich über einen Mangel an folkloristischen und kulturhistorischen Zeitschriften nicht zu klagen braucht, fehlte es merkwürdigerweise an einem ernstwissenschaftlichen Organe, welches das Volksempfinden über die intimsten Vorgänge auf dem Gebiete der geschlechtlichen Moral in erkenntnisklarer würdiger Weise zur Darstellung brachte. Dieser Mangel war für die Volkskunde nachgerade etwa so geworden, als ob man bei dem medizinischen Studium Vorlesungen über Geschlechtskrankheiten entbehren könne.

Es war darum für die Wissenschaft ein geradezu feierlicher Moment als der I. Band der Anthropophyteia auf dem Plan erschien. Das war wieder einmal ins Moderne übersetzt, das Ei des Kolumbus, wenn man sich vielleicht etwas banal, so ausdrücken darf.

Alle akademischen Fakultäten, Juristen, Philosophen, Philologen, Mediziner, werden aus diesem wuchtigen Materiale Nutzen ziehen. Für den Kulturhistoriker macht sich aber angesichts dieses wissenschaftlichen Organes, welches das Volksempfinden unserer Zeit zu ermitteln sucht, das Bedürfnis geltend, in die V e r g a n g e n h e i t hineinzuleuchten, um den Verbindungsweg mit der modernen Zeit aufzusuchen.

Selbstverständlich müssen wir uns stets an kleinere Zeiträume halten und dafür ein geeignetes Material beibringen.

Wir halten hierfür in hohem Grade wertvoll alte Chroniken, Tagebücher und die Schwanksammlungen. Sie bieten ein Material, welches alle Ermittelungen, die in der Anthropophyteia erscheinen, vorzüglich ergänzen bzw. auch vielfach verständlich werden lassen. So steht zu hoffen, daß auch die nachfolgenden Blätter dem Forscher Materialien zu weiteren Studien bieten werden.

Etwas Vollkommenes geliefert zu haben, bilde ich mir keineswegs ein; doch glaube ich vieles Bekannte dem Forscher in neuer Gruppierung zu zeigen, wodurch vielleicht manche Anregung zu weiteren Arbeiten auf diesem eminent wichtigen Gebiete gegeben wird.

Seine Ergänzung findet das vorliegende Werk in den Veröffentlichungen des „Volksmundes", welcher die Perlen der deutschen Schwankliteratur in geeigneter Form, beziehungsweise Auswahl, weiteren Kreisen zugänglich macht.



Inhaltsverzeichnis.

Zweites Buch.

Drittes Buch.





Einleitung.

Felix Bobertag erwähnt in einem die zwei Humoristen des XVI. Jahrhundert — nämlich Valentin Schumann und Michael Lindener — würdigenden Beitrag, welcher im Archiv für Literaturgeschichte Band VI, 1877 erschien, mit Bezug auf die Schwankliteratur: „Es ist leider nicht zu verkennen, daß die Gelehrten sich noch verhältnismäßig wenig mit der Jagd auf dieses kleinere Wildpret beschäftigt haben.“

Dieses Bild ist ganz vorzüglich gewählt, denn eine Art Wildgeruch haftet in der Tat all den Schwanksammlungen jener Zeit an. Freilich ist er nicht zu verwechseln mit dem haut-goût jener späteren Zeit, den Boucher, der Maler der Nymphen, und Fragonard, der Maler liebenswürdiger Frechheit, in ihren mit schmunzelnder Skrupellosigkeit entworfenen Bildern der Welt bekannt gaben.

Das ancien régime, für dessen Geist beide Maler mustergültige Beweisstücke bieten, zeigt uns die von Überkultur verderbten, raffinierten Menschen. Erschlafft vom vielen Genießen suchte diese Welt neue Sensationen, um die Wollust wieder zu beleben. Die Hofkapläne, die Boudoirgeistlichen wetteiferten mit den Tanzmeistern und hochadeligen Herrn, um die frivole Galanterie eines wollüstigen Zeitalters mit neuen Geilheiten auszustatten.

Ganz anders geartet war die Zeit des XVI. Jahrhunderts in Deutschland. Da herrschte im Volke die Erotik unverhüllt und in strotzender Kraft, welche ebensowohl das Derbe, Obszöne als auch Pathologische, je nach den Zeitverläuften, in den Vordergrund treten läßt. Diese oft geradezu brutale Nacktheit wirkte aber entschieden weniger unmoralisch als die Geilheit, welche sich hinter Trikot und Gaze versteckte und eben

dadurch zeigte, wieviel eigentlich entblößt war, beziehungsweise der Phantasie Raum gab zu träumen, was noch zu enthüllen sei.

Das verdorbene Parfüm des ancien régime kennen wir durch vielerlei Untersuchungen, während wir die Erotik des XVI. Jahrhunderts nur sehr lückenhaft erfahren.

Man hat den eigenartigen Humor des XVI. Jahrhunderts, der ganz hervorragend für die Erkenntnis der erotischen Strömung jener Zeit geeignet ist, viel zulange achtlos übergangen. Die Mahnung Bobertags trifft leider auch heute noch zu und erst jetzt, nachdem durch wissenschaftlich bewährte Pfadfinder die Anthropophyteia und die Quellschriften zu zu deren Studium begründet worden sind, darf man sich der frohen Hoffnung hingeben, daß die Wissenschaft mehr als bisher der Erotik in all ihren Erscheinungformen eingehendere Beachtung schenken wird.

Wie der Botaniker an den Unkräutern und Giftblumen, die sich in wohlgepflegten Gärten und Äckern finden, nicht achtlos vorüber schreiten kann, weil der Begriff Unkraut der Botanik unbekannt ist, ebenso muß der Volksforscher und Kulturhistoriker alle Äußerungen des menschlichen Geistes, alle Geistesblüten der Gesellschaft in den Bereich seiner Untersuchungen ziehen, um auf größtmöglicher Grundlage die zweckentsprechenden Ermittelungen anstellen zu können.

Erst wenn wir die erotischen Regungen der Volksseele kennen, können wir uns ein genaues und ungetrübtes wahres Bild von der Kultur einer Nation machen. Wer Kenner des Griechentumes der Antike werden will, muß das erotische Element im griechischen Volksleben studieren. Jeder Universitätsprofessor muß diese Forderung an die Altphilologen stellen. Das klingt in den Ohren der meisten Gebildeten wie eine Binsenwahrheit. Sonderbar ist es nun aber, daß man zur Erkenntnis dieser Binsenwahrheit so schwer gelangen kann (oder auch will!) wenn es sich um Zeiten handelt, die uns viel näher liegen, wenn unser eigenes Volk in seiner jetzigen Generation sowie in seinen Vorfahren in Betracht kommt.

Nicht in Frage kann stehen, ob es sich um geschmackvolle oder geschmacklose Dinge handelt. Wer Forscher ist, hat damit zu rechnen, auf Schritt und Tritt Anschauungen, Verhältnissen zu begegnen, die einen ästhetischen Genuß nach keiner Seite hin aufkommen lassen. Subjektive Bedenken vermögen

geradezu die Gesamtergebnissen einer Untersuchung zu gefährden und falsche Ansichten zeitigen.[1])

* * *

Wir bieten auf den nachfolgenden Blättern eine Reihe derber Späße, roher Schnurren, ätzend scharfe Witzreden, unästhetische Unterhaltungen, deren Kenntnis ihrer Natur nach als tollste Ausgeburten der deutschen Schwankliteratur auf die Kreise der Folkloristen, Mediziner, Philologen, Archäologen und Kulturhistoriker zu beschränken war.

Es sind Werke, mit denen voreinst die deutsche Nation, würdig oder unwürdig, in den Gang der allgemeinen europäischen Literatur eintrat.

Wie diese Anknüpfung vor sich ging, wollen wir in summarischer Kürze versuchen darzutun.

Die regen Handelsbeziehungen blühender Städte Italiens mit dem die Pracht und Sinnenlust liebenden Orient, der Troß fahrender Weiber, welchen die Kreuzzüge im Gefolge hatten, riefen eine fortgesetzte Steigerung des Lebensgenusses hervor. Hand in Hand mit der Steigerung der päpstlichen Gewalt ging die Prunkentfaltung an der Kurie. Die prunkvollste Hofhaltung kündete den mächtigsten Herrscher. Ein Heer von Dienern, Priestern, Adeligen trieb sich am päpstlichen Hofe herum. Die Ausgaben wuchsen, in diesem die besten Kräfte vergeudenden Milieu, ungeheuerlich. Feldzüge gegen den Islam in Asien, in Afrika, in Spanien, Jubeljahre, Pilgerfahrten nach Rom wurden ausgeschrieben zur Erhöhung der Einnahmen der päpstlichen Verwaltung; das Taxen- und Sportelsystem zeigte sich stets in tolleren Auswüchsen.

Im Mittelpunkt all dieses Luxus stand das schöne Weib. Bereits bei der langen Belagerung von Accon während des zweiten Kreuzzuges wurden nach den arabischen Geschichtsquellen den Belagerern käufliche Frauen zugeführt. Ein einziges Schiff soll 300 Dirnen gebracht haben, da die nach dem Weibe lechzenden französischen Soldaten sonst nicht kämpfen wollten.

Mit Bezug auf die Kreuzzüge sagt Abbé Fleury: „Tous les vices y régnaient, et ceux que les pèlerins avaient apportés de leurs pays et ceux qu'ils avaient pris dans les pays étrangers."

---

[1]) Vergleiche dazu auch die Eingangkapitel zum I. und II. Bande der Anthropophyteia, mit denen sich Dr. Krauss auf dem Gebiete der Volkskunde ein Denkmal setzte.

nachdem Poggio diese Kinder sinnenfroher Laune gesammelt hatte.

Selbst die Klosterdruckerei von S. Eusebio in Rom übernahm die Drucklegung dieser keine Prüderie kennenden Schwänke, um dem Lesebedürfnis zu genügen.

Die weite Verbreitung, welche diese von lebhafter Sinnesfreude zeugende Sammlung pikanter Scherze in Italien hatte, dehnte sich auch auf Deutschland aus. Hier reizten diese Schwänke und Schnurren zu weiterer, den deutschen Verhältnissen angepaßten Ausschmückung, zur Nacherzählung und Weiterbildung.

Der Boden dafür war in Deutschland vorbereitet wie kaum anderwärts. Die glanzvolle Zeit des Ritterstandes näherte sich dem Verfalle. Mühsam suchte der Adel und die eng mit ihm und in ihm verbundene hohe Geistlichkeit durch eine äußerst umständige und verwickelte zeremonielle Feinheit das Übergewicht und den entscheidenden Einfluß zu bewahren, denn immer wuchtiger begannen die Zünfte und die niedere Geistlichkeit den geistigen und tätlichen Kampf.

Noch stand die Masse dem Ringen teilnahmlos gegenüber.

Wohl empfand man im Volk den dumpfen Druck von oben, aber noch war man sich der eigenen Kraft nicht bewußt geworden.

Je anmaßender und dünkelhafter der Adel sich gehabte, und die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit auftraten, desto mehr begannen die unteren Kreise auf rohe Natürlichkeit und Einfalt zu pochen. Schlauheit setzte man der politischen und geistigen Überlegenheit der Herrschenden gegenüber. Mutterwitz war die Diplomatie der weiten niederen Volksschichten.

Der peinlich abgezirkelten zeremoniellen Feinheit der höheren Kreise gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehres einen wahren Stolz. Volkstümlich mußte auch der niedere Klerus sprechen, um Fühlung mit der Herde zu behalten. Der größte Teil der Weltpriester stammte zudem aus den untersten Ständen und erreichte bei der mangelhaften Vorbildung vielfach niemals eine ideale Auffassung des Seelsorgerberufes. Man diente am [illegible] handwerkmäßig, und der halbgebildete Kl[illegible] durch besondere Roheit hervor, wie [illegible] zeigen; Schwänke, in denen T[illegible] betreffenden Priester belegt [illegible]

mein verheerend wirkte. Die gesamte Schwankliteratur Deutschland, Italiens und von Frankreich bietet ebenso wie die Fülle von Holzschnitten und Kupferstichen Material genug, um den Stand vieler Klöster zu beurteilen. In die klösterliche Askese spielte eine häufig flammende Sinnlichkeit. Welche Feinheiten enthält z. B. der Briefwechsel zwischen Abaelard und Heloise! Wir führen daraus nur eine Stelle an aus dem V. Briefe, woselbst es heißt: „Vielfach ist auch die Haut dunkelfarbiger Frauen zwar weniger lockend für das Auge, aber um so reizvoller bei der Berührung, und darum ist der geheime Liebesgenuß, welchen sie spenden, größer und süßer als öffentliche Freuden; und um ihn zu genießen, werden solche Frauen von ihren Männern lieber in das Schlafgemach geführt als in die Öffentlichkeit."

Neben den Klosterinsassen müssen wir auch die in Italien und in Paris studierende Jugend anführen, als Verbreiter und Träger der derbsten Erotik in allen ihren Formen. Weiter sind hier zu erwähnen die Landsknechte, welche ständig die Zote kultivierten. Schließlich dürfen wir auch die Kaufleute nicht vergessen, welche aus den italischen Handels- und Seestädten allerlei grobsinnliche Histörchen mitbrachten und von Stadt zu Stadt weitertrugen.

Das heitere Naturell der Italiener, ihr Geselligkeitsbedürfnis äußerte sich auch in dem lebensfroh schäumenden Geist ihrer Unterhaltungen. Man freute sich der Pikanterie in jeder Erscheinungsform. Das Leben und Treiben des Klerus, der gebildeten Kreise bot Stoff in Hülle und Fülle.

Die besten Stücke dieser leichten Ware auch literarisch zu verwerten, blieb einem Italiener vorbehalten, nämlich Bracciolini.

Die Schwänke und Schnurren des Florentiner Gian-Francesco Poggio Bracciolini[1]) fanden bei ihrem erstmaligen Erscheinen — etwa 1470 — auf dem Büchermarkte[2]) großen Beifall in der Gelehrtenwelt. All die derbsinnlichen, witzigen, spottlustigen Histörchen, welche sich die päpstlichen Sekretäre in frohen Stunden erzählten, drangen in immer weitere Kreise,

---

[1]) Siehe dazu die vorzügliche mit Einleitung und Anmerkungen versehene Übersetzung von Alfred Semmerau, welche im IV. Band der Romanischen Meistererzähler, Leipzig, 1905 erschien.

[2]) Poggio erwähnt seine Fazetien bereits in einem Briefe vom 26. Oktober 1438.

Freunden kleine Geschenke zu übersenden, war 1506 die äußere Veranlassung zur Herausgabe der später wirklich weltberühmt gewordenen Libri III facetiarum, die erstmals 1508 in Straßburg i. Elsaß gedruckt erschienen.

Heinrich Bebel hat sich mit dieser Sammlung, deren Gehalt durch und durch bodenständig und wertvoll ist, als den geschicktesten Nachbildner Poggios erwiesen, so weit wenigstens Deutschland in Betracht kommt. Dieser Griff in das wahre Volksleben erwies sich als äußerst glücklich. Allenthalben selbst in Frankreich las man diese dem Frohsinn dienende Sammlung und versuchte sich in mehr oder weniger gelungenen Nachahmungen.

Neben Bebel müssen wir Augustin Tünger, den Prokurator am Hofe des Bischofs von Konstanz nennen, der auf Veranlassung des Grafen Eberhard des Bärtigen von Württemberg im Jahre 1486 eine kleinere Schwanksammlung herausgegeben hatte. Desgleichen müssen wir Frey, den Verfasser der „Gartengesellschaft", erwähnen, der weiter auf Bebel aufbaute.

Weiter dürfen wir Michael Lindener wegen seiner kulturhistorischen wichtigen Schriften nicht übersehen und endlich auch die bedeutsame Zimmerische Chronik nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die Liste derber Schwankerzähler ist damit ja noch keineswegs erschöpft, aber die erwähnten Namen sind alle für die süddeutschen Verhältnisse ganz besonders wichtig. Ausdrücklich sei auch der in Süddeutschland wirklich heimisch gewordene Michael Lindener genannt.

An der Hand der Schriften dieser Humoristen und Satiriker bekommen wir wunderbare klare Einblicke in die sozialen und kulturhistorisch bedeutsamen Verhältnisse.

Wer diese Schwanksammlungen achtlos beiseite schieben wollte, weil der Erzählende so gar kein Blatt vor den Mund nehmen will, der würde geradezu unverantwortlich nachlässig Kulturgeschichte betreiben und sich an der Geschichtsfälschung unmittelbar beteiligen.

Für das Treiben in den Wirtshäusern, Badestuben, auf Reisen schöpfen wir aus den berührten Schwanksammlungen gerade anschaulichste Belehrung. Wer einen wirklich brauchbaren und zuverlässigen Gradmesser für die Moralanschauungen — im weitesten Sinne genommen — jener Zeit gewinnen will, muß sich unbedingt an das Studium der

Schwänke machen.[1]) Freilich ästhetischen Genuß bereiten diese Schwänke in keinem Falle, denn vielfach stoßen wir auf den größten Schmutz, aber in all dem Wust sehen wir das intimste Fühlen und Denken weitester Kreise, welche im XVI. Jahrhundert gelebt und gewirkt haben. Es ist ein Stück Menschheitgeschichte und darum dem Volksforscher so bedeutungsvoll, ja geradezu kostbar.

* * *

Zweckmäßig scheint es zu sein, auf die Lebensgeschichte der hier in Betracht kommenden Schwank- und Schnurrenverfasser einzugehen. Wir beginnen mit Professor Bebel.

1. Heinrich Bebel erblickte etwa 1472 zu Justingen — Oberamt Münsingen — im Donaukreis des heutigen Königreiches Württemberg, das Licht der Welt. Er war der Sohn eines nicht begüterten Bauern, also ein richtiger Bauernbub. Wenn wir das betonen, mag das vielleicht etwas seltsam erscheinen, aber die Herkunft ist für Bebels ganzes Leben wichtig geworden! Allzeit neigte er dem Volke zu und verweilte häufig unterm Volke, dessen Lebensbedürfnisse und Unterhaltungsstoff er vorzüglich verstand, während andere Humanisten sich fern vom Volke in dünkelhaft vornehmer Abgeschlossenheit hielten. Unter dieser Hinneigung zum Volke hatte Bebel viel zu leiden, namentlich nachdem die aus dem vollen Leben schöpfenden Schnurren und Schwänke erschienen waren.

Das Vorurteil gegen den „bäuerlichen" Bebel hat es sicherlich bewirkt, daß Bebel, der gelehrte Lateiner, nie eigentlich bei der Nachwelt dauernd zu den verdienten Ehren kommen konnte.

Noch ungereimter klingt der Vorwurf, daß Bebel bei seinem freimütigen Betonen sittlicher Schäden bei der katholischen Geistlichkeit sowie grober Verweltlichung der Kirche, nicht aus der Kirche ausgetreten sei. Bebel, heißt es, habe auf diese Weise ganz unmännlich gehandelt. Wer diesen Standpunkt einnimmt, verkennt durchaus und nach jeder Seite hin die Tätigkeit eines Satiriker.

Bebel erhielt nach seinem Vater den Namen Heinrich, ein

---

[1]) Moralanschauungen ändern sich wie der Geschmack. Man vergleiche dazu die bedeutungsvollen Ausführungen von Eduard Kulke in seiner Kritik der Philosophie des Schönen. Herausgegeben von Dr. Fr. S. Krauss, Leipzig 1906. Seite 275 ff.

Bruder des Verfassers der Fazetien hieß Wolfgang. Dieser wurde 1506 Magister, hernach Doktor der Arzneigelehrsamkeit und 1515 war er in Tübingen Dekan der philosophischen Fakultät. (Siehe hierzu die Bebelbiographie von Zapf — Augsburg 1802.) Heinrich erhielt seine ersten Schulstunden in dem kleinen bei Ulm gelegenen Orte Schelklingen.[1]) Im Jahre 1492 begegnen wir ihm in Krakau, woselbst er sich der Rechtswissenschaft, den schönen Wissenschaften und freien Künsten widmete.[2]) Bald ließ Bebel die Jurisprudenz, die Pandekten, das Corpus iuris ruhen, um sich völlig den schönen Wissenschaften hinzugeben. Unter seinen Lehrern war es namentlich Laurentius Corvin, für den Bebel große Verehrung hegte.[3])

Wiederholt unterbrach Bebel seinen Aufenthalt, und so sehen wir ihn im Hochsommer 1494 in Basel. Hier erkrankte Bebel an der Dysenterie und nur mit Grauen dachte er später an diesen Krankheitsfall zurück, und zumal da das folgende Jahr 1495 die Pest brachte, welche auch den Vater unseres Gelehrten dahinraffte.

In kindlicher Liebe weihte Heinrich den Manen des teueren Vaters eine prächtige Ode in lateinischer Sprache, die wir der Seltenheit wegen zum Abdruck bringen wollen.

Saphicon in mortem Henrici Bebel senioris qui obiit in peste MCCCCXCV.[4])

Hoc avus noster recubat sepulchro
Bebel Henricus, miseris benignus
Quem tulit canum furibunda pestis
Impia cunctis.

---

[1]) Vergleiche in Bebels Abhandlung: De abusione linguae latinae, Siehe: Die Commentaria epistolarum conficiendarum (Argent 1503, 4) p CXXXIII. (Phorcae 1508. 4) Bogen s. 11 j a (ibid. 1510) p LXXX usw. Municipes Tübingenses, die Burger von Tübingen, vel municipes Schelklingenses, apud quos ego educatus sum, et primas literas didici.

[2]) Bebel erwähnt in einem Gedichte seine Rechtsstudien „Solus ego cepi civiles discere leges — Palladiasque sequi non rudis ipse scholas cfr: Adami.

[3]) Vergl. Burkhard: Commentarii de linguae latinae in Germ. fatis P. II. p. 328.

[4]) S. Henr. Bebel Oratio ad Regem Maximilianum de laudibus atque amplitudine Germaniae (Phorcaè et aedibus Thomae Anshelm 1504. 4) Bogen r. i j b.

XXI

Pestis heu crassans regione Sueva
Strangulans sanctos tolerans nefandos
Integro non tu poteras scelesta
    Parcere patri.

Qui suam duxit probitate vitam
Justus et clemens, pietate pollens
Dignus ut vivat superas per auras
    Tempus in omne.

Disce mortalis petitura mundo
Cuncta fallaci, nihil et futurum
Semper aeternum, pereunt in hora
    Gaudia mundi.

Tardius nunquam fluidisque lymphis
Transeunt anni, volucrisque vita
Corporis nostri fugit et venustas
    Otior curo.

Horridae mortis memor ipse prudens
Esto, quae semper truculenta cunctis
Imminet fies moriture manes
    Pulvis et ombra.

Haec rapit matres juvenes senesque
Abstinet nullo genito sub ore
Pauperes regum et simili revisat
    Atria more.

Eximet nec te proavum vetusta
Claritas, tutum facietve virtus
Mortequin dura subeas Avernae
    Limina mortis.

Attalo nunquam preciosa vestis
Nec Gygi Lido numerosus archa
Profuit nummus, subeuntque legem
    Omnibus unam.

Non Aristides potuit fugare
Integer laethum. Numa vel deorum
Cultor, et constans animus Catonis
    Cedite morti.

Ergo divinum precibus remulce
Numen, ignoscat scelere aggravatis
Astra post mortem petiturus adsis
Chare viator.

Welch feine Seelenempfindungen und Regungen atmen diese Verse! Welch inniges Verhältnis zwischen Vater und Sohn künden einzelne der Strophen! Wie interessant ist es, diese Ode zu vergleichen mit der noch anzuführenden Apologia Bebelii contra Zoilum de stirpe sua. Solche Bekenntnisse des Dichters wollen doch auch gewürdigt sein, wenn man der Persönlichkeit des Verfassers der vielgeschmähten, aber ebenso häufig gelesenen Facetien gerecht werden will.

Im Hinblick auf diese bedeutsame Todesode ist es auch wichtig zu betonen, daß Christoph Freiherr von Schwarzenberg aus Achtung vor dem Verstorbenen und aus Liebe für Heinrich, den Sohn, ein Epigramm komponierte, dessen Text also lautet:

Proh superi sceptrum arcis vos demite ternis
Vivere ne praestent stamina neue secent
Cum nullis parcant rigidae, nec parcere callent
Sed sine mortales hae ratione necent
Hoc iam Bebelii commonstrat mors senioris
A cunctis cujus vita probata fuit
Hic nunc exoluit naturae debita, natos
Sed liquit binos, qui modo laude micant
Hunc rogo per ducas ad celsa diespiter alme
Limine coelorum, sunt ubi regna dei.[1])

Dieses Epigramm spricht für die Wertschätzung der gesamten Familie Bebel, andererseits zeigt es aber auch, wie sehr der Sohn den Vater geliebt hatte, da Schwarzenberg dem Sohne mit dem Epigramm eine kleine Freude bereiten wollte. Welche Tiefe des Gemütlebens lassen uns die kleinen Züge ahnen, und wie hinfällig werden alle Einwände, Bebel sei rechthaberisch, lärmvoll und oberflächlich gewesen!

Schriftstellerisch tätig war Bebel, wie Zapf vermutet, erstmals im Jahre 1496, als er in Basel die Kosmographie seines

[1]) Epigramma Christophori Baronis de Snartzenberg Franci orientali. in mortem Henrici Bebelii senioris qui fuit pater Henrici Bebelii poetaes S. Bebelii opera. Triumphus veneris & Phorcae in aedib. Th. Anshelmi 1509. Bogen I.

in Krakau wirkenden Lehrers Laur. Corvinus in Druck gab. Das überaus seltene Werk ist eigentlich eine Erklärung und Einleitung in die Kosmographie des Ptolomäus. Zugeeignet hat Bebel das Werk dem ihm befreundeten Hartmann von Eptingen, Kanonikus in Basel. Später hat Hartmann „suo Hein. Bebel Justingensi. Ordinario lectori poetices in universitate Thubin, felicitatem“ gesagt.

Bebel war, wie aus den Zeilen Hartmanns hervorgeht, Lehrer der Dichtkunst, und zwar hatte man den feinsinnigen Mann im Jahre 1497 als Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst nach Tübingen berufen. Hier schloß er Freundschaft mit seinen Schülern Melanchthon, Johann Stöfler, Franz Stadian und Johann Brassikan. Auch der nachmals so streitbare Johannes Eck, welcher in Tübingen studierte, verehrte in Bebel ebenfalls seinen Lehrer. Bebel fügte Ecks Chrysopassus praedestinationis (Aug. Vind 1514 fol) an Johann Asthmann folgende Verse bei, die ein Schlaglicht auf das Verhältnis zwischen Eck und Bebel zu werfen geeignet sind. Epigramma Henrici Bebelii Justingensis oratoris et poetae laureati ad Joannem Asthmannum Theologum ac concionatorem Tibingensem super iudicio Chrysopassi praedestinationis Joannis Eckii Theologi omnium per Germaniam famigeratissimi ac subtilissimi.

Judicium nostrum tentas Asthmanne sodalis
Quanti sit nobis Eckius ille tuus.
Immo meus potius: nostra quandoque Minerva
Formatus: musis dum puer incubuit.
Est mihi vir rarus simul admirabilis unus
Cuius ob ingenium Suevia tota nitet.
Ille Theologiae musas coniunxit amoenas
Doctus mellifluo cum Cicerone loqui.
Ille Mathematicus, vel quem polyhistora dicas
Si titulos omnis enumerare velis.
Trigenas tamen haud messes ni fallor in annis
Hactenus implevit: gratia quanta deum?
Hinc spes est melius consultum posteritati
Longius in vita, si superesse datur.
Attamen hunc librum numquam librare valebo
(Materia vires exuperante meas).
Dum docte, argute, vel quos praedestinet, aut quos
Praesciat ipse deus: explicat atque docet.

Ne fiam judex, velut olim turpis asellus
De cuculi cantu, Lusciniaeque melo.

Tübingae sexto die Aprilis Anno domini M. D. XIV.

Auch dieses Gedicht zeugt von dem klassischen Latein, dessen Lehrer Bebel geworden war. Man hat nicht unrichtig gesagt, Bebel, der die lateinischen Redner, Dichter und Geschichtschreiber erklärte, leistete für die Latinität was Reuchlin für die hebräische und griechische Literatur.

1502 war ein Pestjahr und aus gesundheitlichen Sicherheitsgründen wurde die Universität nach Nagold und Dornstetten verlegt. Bebel weilte während dieser Zeit in seinem Geburtsort Justingen. Fern von dem Verkehr mit Gelehrten, ohne Bücher dichtete um diese Zeit Bebel den Triumphus Veneris in sechs Büchern. Die Gründe zu dieser Dichtung gibt Bebel dahin an: „Haec cum nuper (tempore pestis quo a Tubinga secesseram in patrioque Justingensium solo sine libris et literatis delitescerem) mecum tacitus reputassem, cepi cogitare quo pacto ociosus aliquid meditarer, unde me vixisse testarer, deque humano genere pro virili portione mea bene mererer, et cum illi scriptores prae caeteris commendentur, qui non iucunda tantum auribus sed et utilia animis excolendis admoneant, majorisque meriti praedicentur, quam qui alter utrum tantum sunt consecuti, cepi iocoso et figurato carmine scelera atque flagitia hominum detestari, ut cum iocis prodessem." — Wir erwähnten diese Erklärung aus dem Grunde, weil sie uns auch die Herausgabe der Fazetien bedeutend verständlicher macht. Lachenden Sinnes geißelt im Triumphus Veneris Bebel die Torheiten der Menschen, lachenden Auges tut er dasselbe auch in den Schwänken und Schnurren.

In demselben Jahre 1502 besuchte Bebel Blaubeuren, Jettenbruck und Ingstetten, außerdem viele Klöster. In den Büchereien der Mönchniederlassungen suchte Bebel als gern gesehener Gast unbekannte Schätze für die Geschichte oder seine historischen Abhandlungen, denen es freilich wie fast allen Forschungen seiner Zeit an der Akribie mangelt. In dem Kloster Zwiefalten war Bebel förmlich wie daheim, denn er hatte an dem Abte Georg Fischer, welcher sich der Mode entsprechend Piscator nannte, einen ausgezeichneten Freund. Bebel rühmte diesen Abt als einen zweiten Stifter des Klosters, Piscator empfahl er auch seinen aus Ulm stammenden Freund Leonhard Klemens, der in Zwiefalten Benediktiner und Prediger war.

Zu den schönsten Seiten an dem Menschen gehört bei Bebel dessen unermüdliches Eintreten für gute Freunde. Für seinen vertrauten Freund Johann Reuchlin trat Bebel mannhaft und wirkungsvoll auf den Kampfplatz, das beweisen die Briefe der Dunkelmänner.

In dem Carmen Rithmicale Magistri Philippi Schlauraff [1]), quod compilavit et deportavit, quando fuit cursor in Theologia, et ambulavit per totam Alamanicam superiorem finden wir folgende überaus wichtige Stelle:

Tunc ad Tubingam abii hic sedent multi socii
Qui novos libros faciunt, et Theologos vilipendunt
Quorum est vilissimus Philippus Melanchthonius
Sicut ego cognovi: et igitur Deo novi,
Si viderem illum mortuum, quod irem ad sanctum Jacobum,
Fuit et Bebelius, et Joannes Brassicanus [1])
Et Paul Vereander, die schworen alle miteinander,
Quod vellent me percutere, si non vellem recedere?

Bebels impulsive Natur fand bei den häufigen Gelehrtenzänkereien an Freunden wackere Unterstützer. Als z. B. Johann Corunnus, ein Franzose aus Chartres, Bebel literarisch angriff und denselben einen albernen Menschen schalt, den man nicht Bebel sondern Balbus nennen sollte, da schrieb Bebels Schüler und Freund Jakob Heinrichmann aus Sindelfingen am 30. Oktober 1514 an Bebel und berichtete in heller Entrüstung über die „unverschämteste Bestie“ Corunnus. Der so temperamentvolle Heinrichmann war damals Rat bei dem Bischof Heinrich von Lichtenau in Augsburg.

Dieser Jakob Heinrichmann ist der Nachwelt bekannt geworden durch urderbe, aber teilweise auch recht drollige Angaben der zukünftigen Zeiten. Diese Angaben wurden bereits

---

[1]) S. Epistolae obscurorum virorum (Francof. 1757, 8) T. I. p. 196.

[2]) Brassican, den Melanchthon hochverehrte, war ein vorzüglicher Lehrer am akademischen Pädagogium zu Tübingen. In einer weit verbreitet gewesenen Grammatik, deren 1. Auflage 1513 zu Straßburg und 2. in Hagenau 1518 erschien, schilderte er im Vorwort den vorzüglichen Stand der akademischen Schule in Tübingen. Den auf Bebel bezüglichen Passus wiederzugeben, sei uns hiermit verstattet: „Qui literas politiores scire expetit Bebelium poetam strenue profitentem quotidie andiet“. Die ganze Schilderung siehe bei Zapf: Heinrich Bebel, Augsburg 1802, Seite 74, Anmerkung 84. Zu den Fazetien hat Brassican etliche sehr derbe Beiträge geliefert.

seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts als Prognosticon in omne aevum durans den Fazetien Bebels beigefügt.[1] Freiherr von Schwarzenberg hatte auf die Prognostica des Jacobi Henrichmanni praeceptoris folgendes Distichon gemacht:

„Henrichmannus predixit tibi vera futura
Hic nullum fallit, tu bene crede mihi."

Neben dieser ungemein beliebten Kalendervoraussage war auch seine Grammatica sectae recentioris stark verbreitet. Vorzügliches leistete Heinrichmann als Grammatiker am Pädagogium zu Tübingen. Bei seinem Tode war er fast hundert Jahre alt.

Neben Heinrichmann und dem bereits erwähnten Brassican nahmen Bebels gerechte Sache in Schutz, z. B. Michael Coccinius alias Köchlin. Coccinius war ein sehr gebildeter Schriftsteller und Kanzler bei dem Gouverneur von Modena Veit von Fürst; wir erwähnen ferner Leonhard Klemens, Georg Hörmann und Bebels eigenen Bruder, den Doktor der Arzneigelehrsamkeit Wolfgang Bebel, welcher gleichfalls wiederholt sich als Dichter ausgezeichnet hat.

Ungemein groß und weit ausgebreitet für damalige Verkehrsverhältnisse muß der Briefwechsel gelten, den Bebel mit Freunden und Bekannten unterhielt. Wir nennen da Johann Casselius, Pfarrherr in Geislingen, ferner den Sekretär des Herzog Ulrichs von Württemberg Simon Cellarius, den kaiserlichen Sekretär und Doktor der Rechte Johann Colaver, Leonhard Dürr, Abt zu Adelberg in Württemberg, Valentin Elephant, ein Patrizier und Senator zu Weißenburg im Elsaß, den Domherrn in Basel, Hartmann von Eptingen, den Karthauser Mönch Marx Fabri in Trier, Georg Hörmann, Kanonikus des Stiftes zu St. Moritz in Augsburg. Als Freunde und Gönner Bebels dürfen wir Namen, wie den des Dompropstes zu Augsburg Matthäus Lang, nachmals Kardinalerzbischof von Salzburg, nicht vergessen, ebensowenig Johann Naukler oder Vergenhanns, dann Jakob Oessler, welcher bischöflich Straßburgischer Konsistorialadvokat war, außerdem den weltbekannten Augs-

[1] Heinrichmann hatte 1508 an Bebel und den Freiherrn von Schwarzenberg eine kleine Schrift mit dem Titel: „Prognostica alioquin barbare practica nuncupata", zur Lektüre übermittelt. Bebel fand die Prognostica so urkomisch, daß er seinen Freund Heinrichmann bat dieselbe den Scherzreden anzufügen.

burger Konrad Peutinger. Freunde Bebels waren neben Reuchlin auch der Augustiner Mönch Andreas Proles Provinzial seines Ordens, ein einsichtsvoller Mann, der das Verderben der katholischen Kirche sah und die Reformation voraussagte. Es liegt uns fern, etwa ein vollständiges Verzeichnis all der Persönlichkeiten zu liefern, welche mit Bebel in Verbindung standen. Wer sich näher damit befassen will, den verweisen wir auf Zapfs Bebelbiographie Seite 30—44.

Einen Namen wollen wir nur noch anführen, nämlich Hieronymus Emser, den bekannten Gegner Luthers. Bebel kannte den Hieronymus Emser schon seit dem Jahre 1497 aus Basel her und schloß mit Emser, der aus Ulm stammte, innige Freundschaft. Emser erlebte wegen seines Freundes Bebel einen seltsamen Vorfall. Als Feind der Schweizer, welche nichts von Kaiser und Reich wissen wollten, hatte Bebel einige spitzige Verse gereimt. Emser schrieb diese Verse einem seiner Kommilitonen, der im Kolleg eingeschlafen war, in das Buch. Die für die Schweizer stark beleidigenden Verse erregten die Gemüter so gewaltig, daß heftige Unruhen ausbrachen. Man wollte Emser in das Gefängnis verbringen, aber glücklicherweise nahm Christof von Utenheim Bischof von Basel den Emser in Schutz und behielt denselben solange bei sich bis die Schweizer mit Maximilian I. wieder ausgesöhnt waren. Emser wurde später Sekretär des Herzog Georg von Sachsen. Für die Fazetien hat auch Emser, wie wir sehen werden, Beiträge geliefert.

Pädagogen, Rechtsgelehrte, Angehörige des Weltklerus und Mönche bildeten den großen Kreis von Bebels Freunden. Es sind durchweg klangvolle Namen, welche dartuen, daß Bebel bei seinen Zeitgenossen in höchster Achtung stand.

Bebels Hauptruhm besteht in seiner Lehrtätigkeit. Zweifelsohne war er einer der besten Latinisten. Überaus leicht verstand er in zierlichen lateinischen Versen allen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Wir möchten hier nur eine Probe wiedergeben, welche geradezu den Stempel des Volkstümlichen trägt.

Querimonia puellarum in Luciferum, qui graece Phosphorus dicitur.

Phosphore alternae dator et minister
Lucis, et noctis nebulas opacas,
Atque funestas removens tenebras
    Lumine claro.

XXVIII

Cur diem velox properas olympo
Reddere, heu nostris inimice votis
Dum meos artus agasina tangens
Gaudia refert.

Cogitur tete veniente plorans
Linquere amplexus gemebunda nostros
Lucidos ignes remorare solis
Sidere pigro.

Tu puellarum invidiosa stella
Separans euheu, miseros amantes
Saepe te contra referunt puellae
Impia verba.

Desinit per te requies amantum
Desinit per te requies laborum
Desinit per te requies aratri et
Ruricolarum.

Perdidit per te requiem viator
Perdidit per te requiemque pastor
Perdidit per te requiem volucris
Quadrupedesque.

Incipit per te tolerare duras
Pectoris curas hominum caterva
Incipit dulcem refugare somnum
Pulchra puella.

Ergo lucentem remorare solem
Dum duos noris recubare amantes.
Crede sejunges cupidas puellas
Ense necabis.

Für seine verselustige Zeit war Bebel wirklich wie geschaffen. Durch die Übersetzungen deutscher Volkslieder und Schnurren in die lateinische Sprache hat der Stoff zwar an Anschaulichkeit und Wert verloren, andererseits wurde gerade des lateinischen Textes wegen das Interesse der Gebildeten für Gegenstände wachgerufen, denen sonst ganz und gar nicht dieser Wert wäre beigelegt worden.

Das dürfte ganz besonders für die Facetiae gelten, ferner

für deutsche Redensarten und Sprichwörter. Es ist wirklich interessant zu vergleichen, wie Bebel deutsche Sprüche in lateinische Verse umsetzt.

Wir glauben der folkloristischen Literatur einen Gefallen zu erweisen, wenn wir etliche von Bebel gesammelte Sprüche an dieser Stelle wiedergeben, denn auch sie zeigen Bebels Liebe zu Volksäußerungen.

Versiculi quidam Henrici Bebelii Justingensis egregias sententias in se continentes.[1])

Carmen sodaticum.

Lex bona non mala vis: sapiens: non stultus abundans
Ante ferendus erat et meritum haud favor est
Temporibus pristis sed nostro tempore vertas
Uti fertur folium: et dicere vera potes.

Sic.

Est favor haud meritum ut erit anteferendus abundans
Stultus non sapiens vis mala non bona lex.
Vor reycher Dorheit soll weißhait ston,
vor gunst sol ouch billichkait gon,
vir gewalt dazu das recht,
ker das blat rum du wirst gewert.
Cur ego mortalis possum letarier unquam
Tempus enim quo sum vel moriturus erit.
Sed quando immineat nunquam cognoscere possum
Et quo perveniam nescius atque miser.
Ich stirb und waiß nit wan,
ich far und waiß nit wa hin,
mich nempt wunder das ich frelich bin.
Ach quis solicito non gestat mille dolores
Pectore quisque suas sustinet ecce cruces.
welcher mag syn uff erd brait und weyt,
der nit hab krutz und anfechtung zu aller zyt.
Paupertas tumida et mendax cum divite sacco
Atque senex veneris malesani et cultor amoris
Displicuisse solent hi tres hominique deoque.
Alt buler und hoffertig arm man,
richer lügner ist ouch daran.
Denen gemeyn ist got und die welt gran.

---

[1]) Cfr. Zapfs seltene Bebelbiographie S. 135 ff.

Hec quatuor pervertunt omnia judicia
Piguia (sic!) dona: odium: favor et timor exitio sunt
Judiciis: per que iudex corrumpitur omnis.
Gelt gunst forcht und nyd send,
die recht werffend an ein glinck end.
Hec tria pervertunt regna et urbes.
Urbes pervertunt et florentissima regna
Res privata: simul non multum experta juvente
Consilia: atque latens funesto in corde simultas.
Aigner nutz: iunger rat und verborgener nyd (= Neid)
verderbt vil stett, land und leyt.
Haec tria faciunt sapientens virum
Haec sunt prudentis faciunt hec jure sagacem
Copia librorum cui sit pervisa frequentes
Qui mores hominum multas et viderit urbes
Calleat historias: regumque heroica gesta.
Den schrybend die alte wyß und clug,
der vil biecher gelesen hat und lender gnug
erfaren dazu menchen man,
der vil alte geschichten weist und kan.
Hec sunt que maxime homines decipere solent
Decipiunt multos (ut nos docuere priores)
Et favor haud durans principis atque ducum
Et muliebris amor nec non aprile serenum
Labile vel folium quod rosa pulchra geris.
Nisus et accipiter multo discrimine equus que
Tractatur: sepe et tessera vota negat.
Herren gunst und aberellen wetter
frowen liebe und rohe bletter
roß: würffel und feder spill
betriegen menchen der eß geloben wil.
Profuit ingenium quondam coluisse per artes
Nunc valet ad mundum nil nisi divitie.
Vor zytten ward hoch geacht kunst ler
und haust ytz gelt so haust du er.
Proh dolor o superi veneratur solus abundans
Nec probus aut doctus nemo juvatque inopem.
Diligitur nullus nisi cum sit adulans
Fallere qui nescis veh tibi nunc misero.
Allain geert wird ytz der reiche man,
fromme und kunst gat gar unden dran,
allain geliebt der schmaiher fry,
we dier kanst yetz nit triegery.

Neben diesen Versiculi verdienen die Proverbia germanica collecta atque in latinum traducta per Henricum Bebelium besondere Erwähnung.[1]) Diese Sprichwörter erschienen im Jahre MDXLVIII bei Chr. Egenolff zu Frankfurt auch in deutscher Sprache unter dem Titel: „Sprichwörter, Schöne Weise klugreden darinnen Teutscher unnd anderer spraachen Höflichkeit, Zier, höchste Vernunft und Klugheit, was auch zu ewiger und zeitlicher Weißheit, Tugent, Kunst und Wesen dienet, gespürt und begriffen. Von Alten und Newen beschriben, in ettliche Tausennt zusamm bracht."

Vorzügliches leistete Bebel als Gelegenheitsdichter. Mit staunenswerter Leichtigkeit schmiedete unser Poeta laureata die Verse, so daß die Zahl der Gedichte wirklich gewaltig groß ist.

Als Vollkommenheit rühmte man besonders die Ars versificandi et Carminum condendorum, welche von Bebel 1506 veröffentlicht ward.

Als Gelegenheitsschrift waren ursprünglich auch die Fazetien gedacht, mit denen Bebel seinen Freund den Propst Peter Arelun beschenkte. Es sind schlichte, schmucklos erzählte Schnurren und Scherzworte mit scharfen Pointen.

Eine zu Straßburg bei Matthias Schurer erschienene Schrift vom Jahre 1512 enthält eine Neuauflage der bereits 1508 bei Grüninger in Straßburg erschienenen Bebeliana opuscula nova et adolescentiae labores.

Dieses Werk enthält die Facetiae Bebelianae ad Dominum Petrum Jacobi Arlunnensem balneantem, welche eingeleitet werden durch einen Vorspruch an den Leser.

Ad lectorem. — Liber

Pone supercilium lector Nasute, dicaces
Affero ego risus, atque sales lepidos
Curia me spernant, fora me clamosa refutent.
Solus ego mensis laetitiaeque cano
Atque etiam sapiens nos inter pocula tractet
Et tetricas curas mitiget ipse jocis
Nemo etiam carpet tristem qui fronte Catonen
Noverit in libris composuisse sales.

Weiter folgen einige Verse Maximiliani Transsylvani

[1]) Eine Neuausgabe veranstaltete Suringar, Leiden 1879.

Bruxellensis ad lectorem in commendationem facetiarum Bebelianarum.

Qui sua sub tristi semper teret ocia vultu
Et sua qui in gravibus tempora rebus agit.
Displicet haec rigidos spernunt nam saecla Catones
Parvaque nunc tetricae gratia frontis adest.
Moribus hinc nostri decet ut te temporis aptes
Inter ut humanos vivere rite queas.
Disce igitur lepidosque sales hilaresque lepores
Bebelius libro quos canit ipse suo.
Inter enim hos poteris doctissima verba referre
Namque juvant placidis seria mixta jocis.

Das III. Buch der Scherzreden dieser Ausgabe endigt:

Plaudite et valete Joannes Morio
Zuifuldensis facetias
Conclusit.

Dieser Johannes Morio oder Narr von Zwiefalten, welcher die Scherzreden beschloß, war 70 Jahre alt und diente seiner Albernheit halber dem Abt Georg Piscator gleichsam als Hofnarr. Grafen, Fürsten und Klosterpersonen hielten sich in Süddeutschland, namentlich aber in schwäbisch alemannischen Landen sogenannte „gute Fatzmänner". Das Lachbedürfnis war in jener Zeit groß; die Tatsache geht auch, wie wir weiter unten sehen werden, aus der Zimmerischen Chronik hervor. Die Teufelsgeschichten, die Schwänke, schimpfliche Historien, Spuk und Geisterrerscheinungen lassen grelle Streiflichter über die gesamten Unterhaltungsstoffe jener Zeit fallen.

Den Schnurren folgen unmittelbar zum Lobe Bebels und seiner Fazetien zwei Gedichte, die wir zur besseren Würdigung der Fazetien wiedergeben müssen.

I. Paulus Hugo ad lectorem, in apophtegmata Henrici Bebelii Poetae Urbanissimi.

Si quem forte iuvant risus urbanaque verba.
Hoc opus assidua perlegat ipse manu.
At vos ite procul Critici, procul ite proterui
Et quorum pectus crassa Minerva tenet.
Vos etenim sat erit graecis ridere kalendis
Hirta ne prosequitur, quando capella lupum.
Vos et erit ridere satis cum pandus asellus
Pulsaret resonae plectra canora Lyrae.

Non ego Democriti risus collaudo perennes
Virtutis medius dicitur esse locus.
Vir gravis interdum solet arte remittere frontem
Et dulces hilari voce referre sales.
Vultum terrificus non servat Jupiter unum
Molliter interdum ridet Apollo bonus.
Non unam faciem semper gerit astrifer orbis
Et nive non semper terra sepulta jacet.
Nec vultum semper retinebit vir bonus unum
Temporibus vitam commodat ipse suam.
Restractare graves facie solet ille Catonis
Consilio pollens et gravitate potens.
Inter res risu dignas mensamque nitentem
Ridiculo condit fercula saepe joco.
Quid memorem risus Poeni jurantis ad aras
Ipse tuos Macedo mitto Philippe sales
An ne tuos Caesar risus Auguste tacebo?
Mordacique joco, pungere doctus eras.
Digne sed puero fueras irrisus ab hoc, qui
Dixit in urbe suum saepe fuisse patrem.
Secli sed labor est exempta referre vetusti
Humanos cunctos et meminisse duces.
Id generis passim poteris reperire magistros
Namque ferunt tales tempora nostra viros.
Bebelius, solidus Germanae laudis amator
Librum concinnum muneris hujus habet
Tempore quam multo fascem congessit in unum
Imponitur libroque ultima lima suo.
Dignus ut inter doctorum convivia serpat.
Concinnos lepido spargat et ore sales.
Ergo quisquis eum mercaberis aere libellum
Bebelio faustos usque precare dies.

Das zweite der erwähnten Gedichte trägt die Überschrift Carmen Joannis Hyphantici[1]) Vueissenhorensis in facetias Bebelii.

Quem faciles risus, Milesia dicta, lepores,
Fabula, scomma, sales, et joca grata iuvant.
Qui lusus lepidos, dicteria, ludicra mores
Instructis epulis quaeque jocamur, avet.

[1]) Johannes Hyphanticus ein Gelehrter, der sich auch Weber nannte.

XXXIV

Dulcia praesentis relegat ridicula libri
Quem modo Bebelius vulgus adire sinit.
Discedant tetrici caperata fronte Catones,
Et facie caedat hernica turba gravi.
Non sua res agitur, farrago codicis hujus
Perpetuo risu concelebranda venit
Naribus excussis, et ducta fronte protervi
Censores carpent (auguror) istud opus.
Clamabunt nihil est nequeo ridere profecto,
Quid dicit? lepidos non movet ille sales.
Scribere conetur melius qui talia garrit
Sicque laborificum comperietur opus.
Namque jocos patrios latialis sermo recusat,
Plurima teutonice pulchra, latina minus.
Nec si nasutus quicquam despexerit, odit
Quilibet, et placita non sua cuique placent.
Ingenium discors tribuit natura creatis
Et varias mentes unus et alter habet.
Diversos diversa juvant, quae spreverit unus
Alter amat, cunctis nemo placere potest.
Noxia bilis inest aliis, quae tristia suadet
Omnia, nec mentes exhilarare sinit.
Contra splen petulans et pulmo mobilis addit
Perpetuos aliis et sine fine jocos.
Omnia continuo traduxit tempora risu
Democritus fingens ludicra cunctra sibi
Ast Heraclitus lachrymarum fonte perenni
Flevit, et est miserum quicquid in orbe ratus.
Vix semel ad risum tribulis depastus asellus
Commovit Crassum, splene minore senem.
Et varii motus animi discrimina ponunt,
Ut joca moesta tibi, tristia laeta putas.
Valdius arridet laetatus munere Bachi
Quod cui infesta sitis tristia corda premit.
Judicium variat tacito qui pectore curas
Versat, et erumnis corda sepulta gerit.
Obtulit at si cui se dulcis amica videndam
Hoc sibi cuncta putat esse jocosa die.
Fabula temporibus certis jucunda refertur,
Et magis electo tempore scomma juvat,
Non semper citharae cantus non fistula grata est
Res nisi legitimo tempore nullo placet.

Adde quod et gestus, et verba moventia multum
Afficerent; quorum pagina muta caret.
Finge legendo tibi predicta, solutius aequo
Ridebis, lepidos tam movet ille sales.
Et mecum Vatem defende scholastice quando
A Criticis carpi percipis ejus opus.

τελος.

Die Fazetienausgabe vom Jahre 1514, welche im August bei Matthias Schurer in Straßburg erschien, bedarf nur dieser Erwähnung, weil sie mit Ausnahme weniger Reime, einen Neudruck der Auflage vom Jahre 1512 darstellt.

In den Merkwürdigkeiten der Königl. Bibliothek zu Dresden III. Band S. 511 bemerkt, wie Zapf in seiner Biographie Bebels (Augsburg 1802) erwähnt Göz: von den Scherzreden kann man mit Recht sagen, quod rus et stivam oleant, daß sie nach des Verfassers Ursprung schmecken und vielfach grobe ungesalzene Zoten enthalten.

Diesen Vorwurf hat man Bebel schon zu Lebzeiten gemacht. Bebel war freilich nicht geleckt, wohl aber ein liebenswürdiger Mann, der gerne beim Volke und unter dem Volke verweilte.

Seine Schwänke und Schnurren sind bodenständig und atmen zum großen Teil einen kräftig derben Schollengeruch. Da wird kein Blatt vor den Mund genommen oder in verblümter Erzählungsweise die Lüsternheit rege gemacht, vielmehr schlicht und natürlich ohne spekulative Umschweife weiß Bebel wirkliche Begebenheiten und seine etwaigen Gewährsmänner anzugeben.

In unserer sozialer denkenden und fühlenden Zeit muß der Volksforscher freudiger aufatmen, derartige Vorwürfe zu erfahren, denn dieselben beweisen besser als alles andere, wie tief Bebel im Volke wurzelte, wie echt und lebenswahr seine Schnurren und Witze sind.

Wer sich erkühnt Bebel einen Latein sprechenden Bauern zu schelten, vergißt darüber den feingebildeten Gelehrten, den ein hoher Geistesadel zierte. All diese derben Fazetien wurden doch nicht vom niederen Volke gelesen, sondern von den Gebildeten, vom Adel, von der Welt- und Ordensgeistlichkeit, selbst von der Frauenwelt! Auf alle diese Kreise fällt ja der Tadel der Nörgler zurück. Übrigens hat Heinrich Bebel selber, in feinsinniger Weise die plumpen Angriffe seiner Neider und Widersacher zurückgewiesen und restlos entkräftet.

XXXVI

Aus dem Jahre 1512 besitzen wir eine Apologia Henrici Bebelii contra Zoilum de stirpe sua, welche erstmals 1508, dann 1509 und auch 1514 erschien. Bebel rechtfertigt sich in diesem Gedicht gegen einen kleinlichen Wicht, der ihm vorwirft, er stamme von Bauern ab.

Wir halten es für zweckgemäß das wenig zugängliche Gedicht für unseren gelehrten Leserkreis zum Abdruck zu bringen.

Quid mihi quod sim rusticus, atque ignobilis ipse
  Zoile detrectas, stulte bilinguis iners.
Si non criminibus poterit mea vita notari,
  Non curo indocti verba prophana viri.
Nobilitat virtus, divinae et pallados artes
  Sum quibus insignis, nobilis, egregius.
Si referam proavos (fateor) charosque parentes
  Rusticus, et duris ruris alumnus ero.
Sedula turpa fuit campum exercere feracem.
  Et dives pecorum, et simplicitatis amans.
Cana fides illis, quis non reverentior alter
  Divorum, rusticum cum pietate colens,
Est tamen et genitor turbae prelatus agresti
  Civibus atque suis consilio, eloquio.
Vicit et aequales, viridis dum floruit aetas
  Viribus atque manu corporeisque bonis.
Solus ego coepi civiles discere mores,
  Palladiasque sequi non rudis ipse scholas.
Subsequeris frater (modo det tibi Juppiter annos).
  Unica spes generis, spes patriique soli.
Quem modo (post sophiae studium, teneraeque juventae
  Musas Hippocrates sub medica arte fovet.
Glorior hinc humuli surgam de sanguine primus
  Atque meum veniat nomen in ora virum.
Namque adolescentis lauro mea tempora Caesar,
  Cinxerat ex hedera conspicuumque caput,
Contulit et nobis armorum insignia, laus est
  Induperatori me placuisse meo.
Accessi ob studium variis in partibus urbes
  Nunc me doctorem docta Tubinga videt.
Cui tersas primus musas, Latiumque nitorem
  Invexi, et teuton grammata nostra legit.
Moribus infandis tu denigrasse parentum,
  Et genus et famam Zoile inepte soles.

Posteritati ego sed nostrae non sordidus auctor
Nobilitatis ero famigerumque decus.
Cum Mario Caesar, cum Grachis Scipio quondam
Ignoti fuerant, innumerique duces,
Donec claruerunt rebus foeliciter actis,
Sola etenim virtus nobilitare solet.
Desine quapropter sacrum irritare Poetam
Candida quem virtus eximium efficiet.

Vermerkenswerte Ausgaben der Schwänke Bebels sind ferner jene vom Jahre 1526. — In Antwerpen erschienen die Facetiae Bebelii 1541. — Zu Tübingen kam 1542 eine verbesserte Auflage heraus unter dem Titel: Facetiarum Henrici Bebelii Poetae a D. Maximiliano laureati libri tres, a mendis repurgati et in lucem rursus redditi. His accesserunt selectae quaedam Poggii facetiae. Idem Prognosticon, in omne aevum durans, Jacobi Henrichmanni, facetiis Bebelianis non illepide additum. Tubingae ex officina Ulrici Morhardi. — Eine stärkere Erweiterung erfuhren die Facetiae im Jahre 1544. Außer den Stücken aus Poggio kamen Zusätze „Alphonsi regis arragonum et Adelphi facetiae. Idem Prognosticon, in omne aevum durans, Jacobi Henrichmanni facetiis Bebelianis non illepide additum. Tubingae ex officina Ulrici Morhardi Anno MDXLIV. Dieses Werk erlebte in den Jahren 1550, 1555, 1561 neue Auflagen.

Wichtig ist die Ausgabe von 1590, deren Inhalt schon der Titel besagt: Facetiae Heinrici Bebelii, Superiorum Aetatum dicta jocosa et facta ridicula continentes, in libros tres digestae, unacum Prognostico perpetuo. Accesserunt illustrium virorum joci et apophthegmata ex Macrobii, Pogii, Erasmi, Camerarii et aliorum monumentis collecta. Aucta quoque est haec novissima editio aliquot lepidis et jocosis, veris tamen historiis quae lucem hactenus non viderunt. Adjecto Indice Copiosissimo. Francofurti. Ex officina typographica Nicolai Baffaei.

In einem Sammelband von Schnurren, der 1600 in Leipzig der Öffentlichkeit übergeben wurde, finden wir: Nicodemi Frischlini Balingensis Facetiae selectiores: quibus ob argumenti similitudinem accesserunt Henrici Bebelii P. L. Facetiarum Libri tres. Sales item, seu Facetiae ex Poggii Florentini Oratoris libro selectae. Nec non Alphonsi Regis Arragonum et Adelphi Facetiae ut et Prognostica Jacobi Henrichmanni.

In demselben Jahre erschien eine Straßburger Ausgabe der Fazetien, ebenso wurden die Schnurren 1605 und 1615 aufgelegt, während 1651 in Amsterdam eine Auflage veröffentlicht ward, für welche die 1600 in Straßburg gedruckte Ausgabe vorbildlich war. Ein Neudruck wurde 1660 in Amsterdam veröffentlicht. Auch in Frankreich fanden die urwüchsigen Scherzreden Anklang.

Aus dem Jahre 1516 führt Zapf die Bebeliana opuscula nova et Florulenta nec non et adolescentiae labores librique Facetiarum cum multis additionibus luculentis an.

Diese Ausgabe erschien bei Guillaume Vivien zu Parrhysiis ex aedibus Nicolai de Pratis Mense Julii anno MDXVI. Es zeigt sich also, daß die Facetien auch im Ausland Bebels Namen bekannt machten. Die Ausgabe, welche 1526 eine Neuauflage erlebte, gehört zu den schönsten und niedlichsten Druckerzeugnissen französischer Herkunft und zeichnet sich durch ihre große Seltenheit aus. — Die Rückseite des Titels dieser Ausgabe enthält eine oratio devotissima folgenden Inhalts:

Ab Alexandro papa sexto conceditur plenaria remissio in honorem virginis christifere sequentem dicentibus cum devotione orationem.

Ave virgo gratiosa:
Stella sole clarior,
Mater dei speciosa:
Favo melle dulcior.
Rubicunda plusquam rosa:
Lilio candidior.
Omnis sanctus te honorat:
Omnis virtus te decorat.
Jesus Christus te coronat
In coelis sublimior. — Amen. —

Pater noster. Ave Maria. Credo in deum.
Ad divam Mariam maris stellam.
Dulcis amica dei rosa vernans: stella decora
In memor esto mei dum mortis venerit hora.

Ad beatum Nicolaum Cleri patronum.
O Nicolae pii custos nitidissime Cleri
Cleri sis custos tempus in omne pii
Spes mea Jesus Maria.

In Admirandam impressoriae artis adinventionem
N. Bonespei. T. laudatorium decasticon.

Ingeniosa licet patefecerit ampla vetustas:
Abstrusas referans difficilesque vias.
Calcographis jam victa novis formidine cedat:
Ingeniis non est equiparanda novis

Nam traxere sacram sacris de fontibus artem:
Artem non priscis temporibus meritam
Hac nunc arte latens quaecunque scientia fulget.
In priscum rediit lingua latina decus.
Maxima debetur tibi summo gratia regit
Hoc qui tam clarum sparseris orbe sophos.

Zapf ist der, übrigens gar nicht so unwahrscheinlichen, Ansicht, daß diese obenstehenden Gebete vor dem Anfang der Schulstunde von der Jugend hergesagt wurden, und, daß diese Werke Bebels damals für die Schuljugend bestimmt gewesen seien. Die Scherzreden dienten dazu, der Jugend die Dummheiten, Albernheiten, das unsittliche Verhalten des Klerus anschaulich zu machen, um die junge Welt frühzeitig vor dergleichen Torheiten abzuschrecken und auf den Wegen der Vernunft und der Sittlichkeit zu erhalten. Auf diese Weise konnten die Lehrer die Scherzreden erklären und erläutern, wie ja auch heute noch auf Gymnasien, an denen nicht etwa von krankhafter Prüderie angesteckte Lehrkräfte wirken, Ovid, Horaz und ähnliche mehr den jugendlichen Lateinerscharen vordemonstriert werden. Die Vermutung von Zapf ist so ziemlich allgemein angenommen worden.

Bebel war erfüllt von der frohen Zuversicht, daß Deutschland wegen seiner frommen und tugendhaften Bevölkerung nie untergehen könne. Indem er die Schäden und Gebrechlichkeit, welche viele Angehörigen, insbesondere des geistlichen Standes zeigten, der Lächerlichkeit preisgab, mochte Bebel, der zwar kein bigotter, wohl aber ein würdiger Katholik war, hoffen ehestens dem Übel beizukommen. Noch schonungsloser ging Bebel, wie bekannt sein dürfte, im Triumphus Veneris oder dem Triumphus voluptatis contra virtutes vor.

Keine andere Absicht leitet dabei den Dichter, als die Unzucht zu schildern und Abscheu davor einzuflößen. Das ganze Gedicht ist eine schonunglos geschriebene Satire, doch gilt namentlich das III. Buch Papa cum sacerdotibus dem römischen

Klerus. Johannes Altensteig, ein Freund Bebels, bemerkt bei diesem III. Buche: „Iste liber tertius in quo poeta Bebelius summorum pontificum, cardinalium, sacerdotumque, canonicorum, monachorum et monialium, philosophorum, jurisconsultorum, medicorum, poetarum, et scholasticorum mores eleganter taxat, carpit et damnat, qui quum suorum inferiorum utilitatem, commodum et salutem prospicere deberent, spiritualique cibo, hoc est doctrina evangelica et salubri eos alere, et exemplum bonorum operum aliis praebere (ut Paulus monet) quos sanctorum patrum libros voluere deceret."

Zornerfüllt sah Bebel, daß gerade jene Kreise, welche dem Volke in moralischer Hinsicht vorbildlich sein sollten, keine Moralisten, sondern Förderer der Unmoral waren. An der Zuchtlosigkeit waren die Reiche des Altertumes zu Grunde gegangen; Deutschland sollte nach Bebels innerster Überzeugung ewigen Bestand haben, darum mußte aber eine Lauge ätzenden Spottes über die Förderer der Albernheit, Zuchtlosigkeit und Zweizüngigkeit gegossen werden.

Bebel war ein glühender Vaterlandsfreund, und in Anbetracht der Zeitumstände muß ihm dieserhalb auch jeder Gegner Achtung zollen. — Zu Innsbruck hielt er 1501 an Kaiser Maximilian I. eine Lobrede de laudibus atque amplitudine Germaniae. Ohne Zweifel war die Oratio Henrici Bebelii Justingensis suevi. Ad Augustis atque sacratis Ro. regem Maximilianum de ejus atque Germaniae laudibus, der äußerliche Anlaß für Maximilian I., Bebel zum Poeta laureata zu machen und ihm ein eigenes Wappen zu geben. Bebels Anhänglichkeit an das Oberhaupt des deutschen Reiches veranlaßte den streitbaren Poeta laureata gegen Leonhard Justinian einem Ratsherrn von Venedig, welcher die Krönung deutscher Kaiser und Könige angefochten hatte, eine Apologia zu veröffentlichen contra Leonhartum Justinianum Venetum, Imperatoris nomen extenuantem, coronationem regum nostrorum incessentem atque Germanos barbariae ob id insimulantem. [1])

Im Eifer für sein deutsches Vaterland schrieb Bebel am 20. Januar 1515 an Desid. Erasmus von Rotterdam „Proinde haec unum te rogo, ut ita palam te Germanum declares tuis scriptis, ne ullo modo aut Angli aut Galli, gens in suam laudem satis effusa, possint de te superbire, aut suum te civem immodice gloriari."

---

[1]) Bebels Triumphus Veneris cum aliis opusculis Phorcae 1509.

Daß Bebel mit seinen alldeutschen Bestrebungen vielfach Anstoß erregte und häufig weit über das Ziel schoß, muß billigerweise zugestanden werden. Es geht aber auch hier nicht an, lediglich die Schwächen Bebels zu betonen, denn dadurch wird das Charakterbild durchaus verzerrt. Den Begriff Patriotismus dürfen wir nicht aus unserer Zeit als Gradmesser nehmen, ebensowenig wie die heutigen Begriffe der moralischen oder unmoralischen Erzählung Anwendung finden dürfen auf längst entschwundene Jahrhunderte. Namentlich muß hinsichtlich der Fazetien ungemein vorsichtig geurteilt werden, wenn man nicht als befangen gelten will.

Gegen Bebels Scherzreden hat man bis auf unsere Tage die schärfsten Einwände erhoben und namentlich auf katholisch kirchlicher Seite wurde mit Tadel nicht gespart. — Wir wollen gerne zugeben, daß vom ästhetischen und literarischen Standpunkt der Wert der Fazetien wirklich gering ist, andererseits aber der folkloristisch, kulturhistorische Wert geradezu unabwägbar erscheint.

Die Tadler vergessen auch ständig, daß, soweit Bebel sich nicht auf ältere Quellen stützt, nur wirkliche Begebenheiten in die Scherzsammlung aufgenommen wurden. Bebel, der Freund der Mönche, Bebel, der seine Sammlung dem Probst zu Backnang und Chorherrn zu Stuttgart Peter Jakob Arelun widmete, war schon in der Lage, die Klerisei, wo es nötig erschien, durch die Hechel zu ziehen. Man hat sich für die Freimütigkeit, mit welcher der Poeta laureatus die Schwachheiten und Dummheiten einer nicht mehr auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Geistlichkeit aufgedeckt hat, dadurch zu rächen gesucht, daß man Bebel eines liederlichen Lebenswandels bezichtigte. Klipp und klar hat diese Behauptung bis jetzt nicht bewiesen werden können, wofern man nicht etwa den Umstand als gravamen ansieht, daß Bebel sich im Sommer bei den Bauern und Bäuerinnen aufhielt! Wir glauben, daß Bebel eine frohe Natur war, aber keineswegs in tollen Zügen das Leben genoß. Bebel war in einzelnen Kreisen der Gelehrtenzunft viel zu verhaßt, wegen seines unerschrockenen Auftretens als daß man von dieser Seite her nicht versucht haben sollte, nach Möglichkeit die Ehre dieses Mannes abzuschneiden, falls Bebel sich irgendwie grobe, sittliche Verfehlungen hätte zuschulden kommen lassen.

Ein Verächter des schönen Geschlechtes konnte Bebel nicht sein, denn er besang hübsche Jungfrauen wiederholt in fein-

gefeilten Versen, so z. B. ein Mägdlein Apollonia zu Zwiefalten. Auf Agnes Retaberin eine anmutige Maid in Tübingen machte er ein von der Pest handelndes Gedicht und beschrieb ganz naiv die körperlichen Reize der Schönen. Immerhin sind das doch noch lange keine Beweise für einen ausschweifenden liederlichen Lebensgang.

Gerade eine Persönlichkeit wie Bebel darf man nicht werten wollen nach einem oder zwei Werken, vielmehr müssen wir den Gesamteindruck auf uns einwirken lassen. Nachdrücklich betonen müssen wir in unserer Zeit, daß Bebel sich durch seine Veröffentlichung keineswegs die Gunst seiner hochgestellten Gönner oder seiner gelehrten weltlichen und geistlichen Freunde etwa verscherzte. Im Gegenteil, man beglückwünschte den Dichter sogar in gebundener Rede. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß die Scherzreden zu Lebzeiten des berühmten Latinisten nicht in deutscher Sprache erschienen sind. Bezüglich des Todesjahres schwanken die Angaben zwischen den Jahren 1514—1518.

Zu Lebzeiten Bebels sind die Fazetien mindestens fünfmal neu aufgelegt worden. Insgesamt erlebten die Scherzreden etwa 21 Auflagen in lateinischer Sprache, ein Beweis für den Anklang, den sie bei der gebildeten Welt fanden. 1558 erschienen für die der lateinischen Sprache unkundigen Personen „die Geschwenck Henrici Bebelii, welcher von Kaiser Maximiliani ist zu einem Poeten gekrönt worden. In drey Bücher getheilet, gebessert unnd gemehrt. Sampt einer Practica und vorzeichen zukünfftiger Ding, so biß auf den Jüngsten tag under den menschen gemein sein werden. Durch einen guten Gesellen auß Latein in das Teutsch gebracht. Getruckt im Jar MDLVIII."

Lange Zeit glaubte man hinter dem guten Gesellen Michael Lindener suchen zu sollen, anscheinend aber ohne Grund, da die Übersetzung ganz wörtlich und roh ist, also dem phantasievollen Stil Lindeners wenig entsprechend.

Die Dedikation dieser Schwänke besagt: Dem Wolberedten und der rechten fast wohl erfarnen Ersamen Mann, Peter Jakob Arelunensi, Probst zu Backnaw, Korherrn zu Stutgarten, unnd fürstlichen gnaden Rhatsherren, wünscht Henricus Bebelius vil glücks und heil. Zu Tübingen VI Idus Maias im jar MDVI. Darnach beginnen die Scherzreden „Der Geschwenck so Heinricus Bebelius der Poet, in seiner Jugent geschrieben hat." Dem dritten Buche sind einzelne Gedichte von Paul Hugo,

Johann Weber beigefügt sowie Bebels Apologie gegen den Verläumder seines Geschlechts. Es folgen darauf: Liebliche und außklaubte Geschwenck Poggii florentini des trefflichen Redners“, außerdem heißt es „hie folgen ander kurtz geschwenck, Alphonsi des Künigs der Arragonier, und ander trefflicher Menner.“ Den Beschluß machen die „Vorzeichen zukünfftiger Ding wie sie im teutschen gebraucht und gesagt werden, zusammengetragen durch Jacobum Henrichmannum von Sindelfingen.“ Im Anfang folgt eine Palmeselpredigt, wobei der Esel nach seinen Gliedmaßen ausgelegt wird.

Weitere deutsche Bebelausgaben stammen aus den Jahren 1589 und 1606. All diese Ausgaben gehören zu den Seltenheiten auf dem Büchermarkt. Die Auflage vom Jahre 1606 ist unter 50 Mark nicht mehr zu haben, und dementsprechend sind die Preise für die sehr selten gewordenen früheren Ausgaben geradezu ungeheuerlich gestiegen.

Möge unsere Auswahl von den Fazetien Bebels der gesamten Bebelforschung förderlich sein.

2. Jakob Frey.

Was Jakob Frey betrifft, aus dessen „Gartengesellschaft“ wir die erotischen Stücke bringen, so können wir uns recht kurz fassen, da der V. Band des leicht zugänglichen Volksmundes eine gut orientierende Einleitung von E. K. Blümml enthält. Eingehender befaßt sich mit unserem Schriftsteller namentlich Johannes Bolte, auf den die Forschung gewiesen sei.

Aus dem Leben Freys sind uns nur sehr wenig zuverlässige Angaben bekannt. Angeblich stammt er aus Straßburg im Elsaß. In Maursmünster, etwa 8 Kilometer südlich von Zabern im Unterelsaß, wurde Frey Stadtschreiber. Des Schwanksammlers Tod fällt in das Jahr 1562.

Frey hat sich auf dramatischem Gebiete mehrfach schriftstellerisch betätigt und dabei ebensowohl das ernste wie das lustige Genre gepflegt. In letzterer Beziehung war es ein überderbes Fastnachtspiel, das von einem Krämer und zwei Mägden handelt, von denen eine schwanger, die andere nicht schafflustig war.

In seinen letzten Lebensjahren arbeitete Frey eine Lebensbeschreibung von 43 edlen Männern des Altertumes aus. Vorbildlich für dieses Werk, welches 1562 erschien, ist etwa Cor-

nelius Nepos mit seiner Freude an edlen Taten, an Beispielen von Treue, Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Die für alte und junge Leute bestimmte „Gartengesellschaft“ hat Freys Namen unsterblich gemacht. Dieses Werk erschien 1557 zu Straßburg und erlebte, soweit die heutige Forschung feststellen konnte, bis zum Jahre 1612, die für jene Zeiten geradezu ungeheuerliche Zahl von 16 Auflagen. Indessen wurde die Gartengesellschaft nicht nur häufig neu aufgelegt, um der Nachfrage des kauflustigen Publikums zu genügen, vielmehr wurde das Buch direkt nachgeahmt. Martin Montanus schrieb einen zweiten Teil zu der Gartengesellschaft.

Das Werk von Frey haben für weitere Arbeiten benutzt: Schumann 1559, Bernhard Hertzog 1560, der Verfasser des Schildbürgerbuches 1597. Dietrich Mahrold reimte 1608 achtundzwanzig Geschichtlein aus der Gartengesellschaft. Den Gelehrten des Auslandes wurde das kecke Buch zugänglich, nachdem 1568 Hulsbusch einen Teil lateinisch übersetzt hatte.

Frey verdankt die Verbreitung seiner „Gartengesellschaft“ in erster Linie Heinrich Bebel, aus dessen Scherzreden und Schnurren er insgesamt 73 Nummern schöpfte, während 24 Schwänke den Fazetien Poggios entlehnt sind.

Freilich erklärt das die Beliebtheit des schnurrigen Büchleins keineswegs ganz. Die Lösung dürfte in der außerordentlich anschaulichen Weise und in der behaglichen Breite liegen, mit denen Frey die kleinen Witze älterer Herkunft neu zu erzählen verstand.

Nicht als Übersetzer älterer Humanisten hat sich Frey einen Namen zu schaffen gewußt, sondern als freier Bearbeiter vorhandener Stoffe. Der Stadtschreiber von Maursmünster wußte die einfachsten Motive durch Personenangaben und Lokalisierungen reizvoll zu gestalten.

Frey weiß ganz genau, was er dem sinnfrohen Leser seiner Zeit bieten darf. Gerade darum spiegelt sich, wie ein farbenprächtiger Regenbogen, der mannigfach gestaltete, aber stets elementare Volkshumor von dem Sprühregen der in der „Gartengesellschaft“ gebrachten Witzreden.

Was die Schnurren in etwa an Lebenswahrheit verlieren, wenn Frey seine Vorlagen abändert oder sogar kombiniert, das gewinnen sie doch durch die Ergänzungen und Lokalisierungen.

Ist mancher in der Gartengesellschaft erzählte Schwank auch nicht re vera vorgekommen, wie Frey selber in seiner

Einleitung zu dem witzigen Buche bemerkt, so sind doch alle Schwänke lebensmöglich und wahrscheinlich. Das trifft ganz besonders zu für die erotischen Schnurren.

Fassen wir diesen derben Stich ins Frivole und Pikante schärfer ins Auge, und vergegenwärtigen wir uns die Beliebtheit der „Gartengesellschaft", dann erhalten wir kulturgeschichtlich recht wertvolle Anhaltpunkte für die Moralanschauungen jener Zeit. Daß einzelne Gelehrte z. B. Cyriacus Spangenberg 1570, Georg Nigrinus 1571, Johann Fickler 1581, Theobald Hoeck 1601, Lazarus Sandrub 1618, Burchart Gensscheddel 1619, Konrad Dannhauer 1642, Moscherosch 1642 die „Gartengesellschaft" sehr abfällig beurteilten und schmähten, ändert an der Tatsache der Beliebtheit des Buches kein jota. Man möchte sogar sagen, gerade aus der Verdammung der „Gartengesellschaft erfährt die Moralanschauung jener Zeit ihre wahre Illustration, namentlich wenn man sich der vielen Nachahmungen erinnert, welche die Gartengesellschaft erfuhr, und wenn man beachtet, daß bedeutende Männer, wie z. B. Fischart 1575 die Schnurren von Jakob Frey lobend erwähnten, endlich, daß die Zahl der Nörgler sehr gering ist.

Wenn Johannes Bolte in seiner vorzüglichen 1896 erschienenen Ausgabe der Gartengesellschaft von Jakob Frey bemerkt „seine Erzählungen von Buhlerei und Ehebruch, von geilen Frauen und verliebten Greisen gehen weit über das Maß des Gestatteten hinaus" (vergleiche Einleitung p. XXX), so trifft dieser Vorwurf gemessen an den Anschauungen unserer Zeit durchaus und ohne jedwede Einschränkung zu. Ganz entschieden irrtümlich und unzutreffend ist aber dieser Vorwurf, wenn wir uns das Zeitalter, in dem Frey lebte, vor Augen halten. Keinem Gelehrten wird es doch einfallen, die Gartengesellschaft in Anbetracht ihrer Entstehungzeit der pornographischen Literatur zuzählen zu wollen! Alt und jung las ungescheut dieses Buch, welches nach dem Wunsche des Verfassers „die schwer verdrossenen Gemüter wieder rekreiern und aufrichten" sollte. Zweifelohne wäre manches tadelnde Wort auch nicht gefallen, wenn Frey in seinem Büchlein der katholischen Geistlichkeit weniger übel mitgespielt hätte.

Man fasse diese Worte nicht mißverständlich dahin auf, als ob wir etwa für den Humor Freys eine Lanze brechen wollten. Parteistellung zu nehmen wäre mehr wie töricht, bei einer Arbeit, die ganz objektiv Tatsachen beizubringen sucht. Wir müssen immer wieder und wieder betonen, daß Humor eine

variable Größe ist, und daß es unzulässig ist, unsere Anschauungen über lustige und humorvolle Geschichtchen einer weit zurückliegenden Zeitepoche unterschieben zu wollen.

Pflichtgemäß haben wir doch auch den Angaben des Verfassers Beachtung zu schenken.

Von großer Wichtigkeit sind die erläuternden Vorbemerkungen, die Jakob Frey seiner „Gartengesellschaft" mit auf den Weg gab. Es heißt da unter anderem:

„Dann obgleich wohl etwan gute Schwenck darinnen seind, so der Wahrheit ungleich, so ist doch möglich, das solchs oder dergleichen beschehen sein mag oder noch beschehen möcht, wie sich dann noch heut bey tag etwan seltzam Ding mit Worten oder Wercken auff die Ban schicket welches man sunst nit geglaubt noch vermeint het Dann es ist wol zu vermuten, wo kurtzweilige leut und die gern bei einander sind, zusamen komen, da locket ja ein Argument das ander herfür, damit die Gselschaft dester mehr lustig und leichtsinnig ist, ja das ihnen ein halber Tag kaum zweyer Stunden lang gesehen wirt. Ich hab auch nichts, so ungeschicklichs oder ungebührlichs vor erbaren Frawen oder Jungfrawen zu reden were, hieher setzen noch anziehen wöllen. Dann je Frawen und Jungfrawen alle Ehr, Zucht und Erbarkeit in alle Weg zu erbieten ist und auch erbotten werden solle, wie wol ich von etlichen, doch nit vielen, die eben desselben gleichen Volcks, kleine schimpfliche Meldung allein zu guter Warnung gethon haben. Darumb ich auch gedencke, ob ich schon etwan die geistlichen oder weltlichen angetast, so ist es doch nur zum Schimpff und Niemand zu Nachteil oder Schmach beschehen: man kumpt doch sunst je zu zeyten mit dern gleichen Waidsprüchen und schertzlichen Materien so wercklich herfür, und geht so glat und wohl ab, das man sein billich lachen und darumb nit zürnen sol.

Dernhalben bitt ich, daß mir von niemands nichts in argem uffgenomen oder also gegen mir verstanden werde. Wer waißt es, ob ich mich auch etwan in diser Gartengesellschaft würde finden lassen; dann ich mich vor langen Jaren darein zu schreiben angeben und mit Fleyß befohlen habe." —

Grund, diese Angaben zu bezweifeln, liegt in Wahrheit kaum vor. Frauen und Jungfrauen haben, wie wir weiter unten aus der Zimmerschen Chronik ersehen werden, in jener Zeit noch weit tollere Sachen als Frey solche erzählt, mit an-

gehört und mitgemacht. Der beste Zeuge dafür, daß Frey nicht zu kraß geschildert hat, ist wohl Michael Lindener, dem wir uns an dritter Stelle jetzt zuwenden wollen.

3. Michael Lindener.

Wie bei Jakob Frey sind uns auch aus dem Leben Lindeners nur lückenhafte Nachrichten überkommen.

Das Jahr seiner Geburt fällt etwa auf 1520. Lindener stammt aus Leipzig und läßt sich dort nachweisen bis zum Jahre 1544. Nachdem er eine Zeitlang Famulus von Luthers Gegner Hieronymus Düngersheim aus Ochsenfurt war (er verhöhnte ihn als filzigen Dr. Ochsenfart), ließ er sich an der Universität Leipzig immatrikulieren. Wie Frey war auch Lindener protestantisch und zeigte kirchlichen Einrichtungen gegenüber eine gewisse Gleichgültigkeit.

In späteren Jahren treffen wir Lindener in Süddeutschland. Zwischen 1553—56 war Lindener nach einer Prüfung in Ulm als Lehrer tätig. Nach der Ulmer Zeit hat er dann Studien betrieben und bei „gelerten Leuten und in Libereyen etliche antiquitates historiarum gesucht." Als Übersetzer Savonarolas und Herausgeber theologischer wie historischer Schriften verdient Lindener ernste Beachtung.[1]) 1565 erschien in Nürnberg, verdeutscht durch M. Lindener, Poeten: „Des Sünders Spiegel, sieben schöner Trostpredigt von der Welt Jammer und Not, dazu wie man Buß thun soll und selig werden."

Wir führen das an, um darzutuen, daß Lindener wirklich durch und durch gebildet war.

Als Korrektor in der Druckoffizin von Daubmann erwarb er sich das Vertrauen seines Prinzipales, der ihn wiederholt nach Frankfurt auf die Messe schickte. Auch dieser Umstand ist beachtenswert, weil daraus ersichtlich wird, daß Lindener keineswegs der unzuverlässige, verkommene Mensch gewesen sein kann als den man ihn hinzustellen beliebte.

Bei dem sehr bösen Klang, den Lindeners Name in der Literaturgeschichte hat, muß man unbedingt die spärlichen aber doch auch erfreulichen Lichtblicke im Leben dieses begabten, aber sehr leichtblütigen Mannes, fixieren.

---

[1]) Vergl. Archiv für Literaturgeschichte 1878, S. 434 ff.

Die Veröffentlichung eines Schnurrenbüchlein, welches unter dem absonderlichen Titel „Katzipori“ 1558 erschien, ist für viele Gelehrte Anlaß gewesen, den Stab über Lindener zu brechen, ohne daß man sich bemüßigt gefühlt hätte, das Urteil einer Revision zu unterziehen.

Wie engherzig also hat man bisher vielfach Michael Lindener beurteilt! Oberflächlich geradezu erschreckend leichtfertig ist es, diesen Charakter lediglich nach seinen zwei Schriften Rastbüchlein und Katzipori werten zu wollen! Gewiß, vom literarischen Standpunkt beurteilt, gehören das Rastbüchlein und Katzipori zu krassen Auswüchsen eines äußerlich leichtlebigen und in den Sitten grenzenlos derb gearteten Mannes. Sind das aber schon genügende Anhaltpunkte, um einen Mann nach allen Seiten zu würdigen? Ist es nicht denkbar, ja wahrscheinlich, daß auch im Taumel der höchsten Lebensfreude Lindener innerlich herb und ernst war? Seine Tätigkeit als Savonarola-Übersetzer beweist es ja!

Wir haben Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen, kurzum bildliche Darstellungen berühmter Meister, in denen Vorgänge derbster Sinnlichkeit gewählt wurden. Wie töricht wäre es, aus solchen Tatsachen Beweise schöpfen zu wollen, daß jene Künstler vollkommen liederliche Menschen gewesen seien!

Leider haben sich viele Literaturhistoriker nicht freimachen können von der Unart, Schriftsteller völlig mit deren Werken zu identifizieren. Wenn ein Hinterwäldler oder Chrowot etwa Zola als den Dichter der Pornokratie oder Wieland als Vertreter der Pornographie ansieht, so läßt man das mit einem stillen Lächeln durchgehen. Wenn aber Literaturhistoriker mutatis mutandis ebenso urteilen, dann muß dagegen ganz bestimmt angekämpft werden.

Erich Schmidt hat Lindener eigentlich erst im wahren Lichte gezeigt, indem er die folkloristische Bedeutung der Schriften Lindeners leise andeutete. Sehr richtig bemerkt Schmidt: „Er setzt mit zwei kecken, später vielgescholtenen Büchern die Richtung Poggios, Bebel und der Elsässer fort.“

Von folkloristischen Standpunkt aus muß man sagen, Lindener übertrifft Bebel und die Elsässer, weil er der großartigste Gelegenheitschriftsteller ist, den die Schwankliteratur jener Zeit kennt.

Im Strudel des gesellschaftlichen Lebens zeigt er uns fast alle Kontraste, alle sinnlichen Leidenschaften seiner Zeit.

Durch die Mehrzahl seiner Geschichten geht ein satirischer Ton, der alle Beachtung verdient. Aftergelehrte, Buchdrucker, Buchbinder, Bauern, Geistliche, anmaßliche sauffrohe, freßlustige Junker, grausame Juristen, dumme Studenten, dreiste oder törichte Weiber, all diese Stände waren Lindeners Feder darstellungswert. All diese Typen besitzen bei Lindener einen ungleich höheren Wert als bei Bebel, und dessen Nachahmern, weil in den meisten Charakteren Lindeners intimstes wirkliches Leben pulsiert. Es sind leibhafte Erlebnisse, die uns in den Katzipori vorgeführt werden und gerade darum, weil sie so menschlich sind und dabei so begrenzt in Heimat und Persönlichkeit liegen, wirken sie so mächtig; darum sind die Vorgänge für den Kulturhistoriker und den Folkloristen derart wichtig.

Katzipori ist ein überaus wichtiges Schwankbuch, welches Michael Lindener auf Bitten ‚viler gutter frommer außerlesenen bundten und rundten Schnudelbutzen' herausgab. Wir haben keinen Anlaß daran zu zweifeln, daß Lindener von seinen zu groben Späßen aufgelegten Kumpanen zu der Herausgabe förmlich gedrängt wurde.

Wie sich Fischart den absonderlichen Titel erklärt, erhellt klar aus seiner Anführung; 1575 und 1582 sagt er: „Das ich jz der Eulenspiglischer und Katzenborischer art Rollwagenbüchern geschweige", und 1590 heißt es: „Rollengespräch und Gartenzech: Auch deß M. Linders (so!) Katzipory gestech."[1])

Aus den Stichproben, welche wir geben, wird der Leser erkennen, daß diese Derbheiten tatsächlich an der Grenze der Schmutzliteratur stehen. Lindener kennt seine Zuhörer und deren Geschmack, und so scheut er sich nicht „das Nackteste der grobianischen Volkssitte zu berichten".[2])

Freilich, wenn wir gerecht urteilen wollen, müssen wir anerkennen, daß Katzipori und Rastbüchlein, wie bereits Goedeke ausdrücklich betont, durch die älteren Fastnachtspiele überboten werden. Lindeners Stil ist von einer starken Komik; das ist jene übermütige Üppigkeit und Tollheit, jener burleske Humor, welche das Merkmal von Fischarts Schriften bilden.

---

[1]) Siehe dazu die: „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur". Herausgegeben von Elias Steinmeyer, XXI. Band, Berlin 1877, Seite 436. ‚.Michael Lindeners Katzipori von Camillus Wendeler.

[2]) Vergleiche Gervinus: Geschichte der deutschen Dichtung V. Auflage, II. Band, S. 534.

Nicht unzutreffend hat man darum Lindener den Vorläufer Fischarts genannt.

Sehr richtig bemerkt Bobertag „Man vergißt jetzt nur allzuleicht, wie viel Vorteil allen Arten der Poesie eine sinnliche, anschauliche Sprache bringt.“ Die ungesuchte und dabei überaus treffende Bildlichkeit des Ausdruckes, die frische Kraft des Stiles müssen wir Lindeners Schwanksammlung unbedingt zuerkennen.

Ein kecker sprudelnder Übermut steht dem lockeren Gesellen zur Verfügung. Turmhoch steht seine Ausdrucksweise über jener der Mehrzahl von Verfassern anderer Schwankbücher. In dieser Beziehung beruht Lindeners Überlegenheit auf den gleichen Verhältnissen, welche den Reiz jeder Volkspoesie gegenüber der Poesie der Gebildeten, der Kunstpoesie bedingen.

Gar manchmal zieht der Schriftsteller uns in seinen Katzipori tief in die gemeinen Niederungen des Erdendaseins hinab in einer Weise, die jeden Kulturmenschen verletzt. Lindener machte damit Zugeständnisse an den Zeitgeschmack.

Bereits die Fastnachtspiele des 15. Jahrhundert lassen kraß die Freude an Schmutz und Obszönität hervortreten. Spezifisch Nürnbergisch, wie Wendeler behauptet[1]), ist das keineswegs, nur ist diese Tatsache in Nürnberg akten- und damit weltkundig geworden. Man vergleiche die von Dr. Wilhelm Rudeck veröffentlichte ‚Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland‘, 2. Auflage, Berlin 1905; ebenso zeigt die Zimmerische Chronik, daß die Freude am Schmutz weitverbreitet in allen Schichten der Bevölkerung von Deutschland und Frankreich war.

Lindener steht fast einzig da, was die vielen Umschreibungen für die Vorgänge aus der niederen Geschlechtssphäre anbelangt. Sein Wortschatz ebenso wie seine Kenntnis von Sprichwörtern und Volksreimen ist für den Sprachforscher eine reiche Fundgrube geworden. Neben der eben erwähnten Sprachvirtuosität muß auch bei Lindener betont werden, daß er vorzüglich die Eigenart der verschiedenen deutschen Landschaften, durch welche er auf seinen Kreuz- und Querfahrten gekommen ist, beobachtet und in seinen Schriften niedergelegt hat.

---

[1]) C. Wendeler im XXI. Band der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur.

Namentlich wichtig sind seine Angaben über das Leben und Treiben in den Kreisen der Drucker, Papierer, Buchbinder, der Karten- und Briefmaler der Formschneider der Formstecher. Seine Einblicke und Ausblicke, welche er uns auf das kleine Leben des Schriftstellertumes jener Zeit und was darum und daran hängt, tuen läßt, sind für jeden Leser fesselnd.

Rastbüchlein und Katzipori gehörten zu den weitverbreiteten Büchern. Namentlich Katzipori ist voll gegenwärtiger lebendiger Laune; man steht mitten unter lauter Bewegung und Leben. Lachenden Mundes geißelt Lindener wie Bebel die Mönche und sittenlos dahinlebenden Nonnen, die dünkelhaften Gelehrten, die Ärzte, Richter, kurzum alle die Zungenkrämer.

Eindringliche ironische Moral verbirgt sich oft hinter den grotesken einfältigen und ungeschlachten Schwänken. — Heute gehören Lindeners Bücher zu den großen Seltenheiten auf dem Büchermarkte. Lindeners Schwänke dagegen haben sich im Volke vielfach frisch und lebendig erhalten.

Einen weiteren Bestandteil unserer Sammlung von wichtigen erotischen Schnurren und Schwänken verdanken wir der

4. Zimmerischen Chronik.

Die Chronik gehört zu den inhaltreichsten, kostbarsten, historischen Schriften, welche Deutschland besitzt.

Begonnen wurde diese Chronik von Mitgliedern der gräflichen Familie Zimmern, und das Werk blieb lange Zeit auf den engen Kreis des Grafenhauses beschränkt.

Als Hauptverfasser muß, wie Dr. Barack[1]), der Herausgeber dieser umfangreichen Chronik überzeugend dargetan hat, Graf Froben Christoph Zimmern gelten. Neben ihm haben wir seinen Sekretär Johannes Müller zu nennen. Ursprünglich glaubte man, Wilhelm Werner Freiherr von Zimmern sei der Autor dieser geradezu unschätzbaren Chronik. Nachgewiesenermaßen hat aber dieser Freiherr nur Beiträge geliefert, darunter zwei Gedichte, einen geistlichen Spruch und ein überaus launiges — an Versen etwas sehr reiches — Gedicht von einem weltlichen Kloster. Wilhelm Werner Freiherr von Zimmern, geboren am 6. I. 1485, als der jüngste von vier Söhnen, war ein überaus gebildeter Herr, welcher ziemlich in der Welt

[1]) Siehe die mit liebevollem Fleiß veröffentlichte Wiedergabe der Handschrift, die 1882 in II. Auflage erschien.

herumkam. Dieser lebensfrohe, heitere Mann wurde 90 Jahre und 1 Tag alt, sein Verscheiden erfolgte am 7. I. 1575. Ähnlich wie dieser Freiherr war auch Graf Froben Zimmern — geboren 1519, gestorben 1567 — eine frohsinnige Natur und ein Liebhaber von allerlei derben Späßen und Schwänken. So wurden die Witzreden der Tagesneuigkeiten dieser Chronik eingereiht. In einzelnen Fällen bestätigt die Zimmerische Chronik die von Lindener in Katzipori gebrachten Schwänke. Es bleibt dem Literaturhistoriker vorbehalten, nach dieser Seite hin entsprechende Nachforschungen anzustellen. Noch sind ja die reichen Schätze der Chronik nicht alle gehoben.

Von Mitgliedern der gräflichen Familie unternommen, blieb, wie erwähnt, das Werk, welches mit dem Jahre 1566 im ganzen als abgeschlossen betrachtet werden kann, lange auf den Kreis des Grafenhauses beschränkt. Erst die Neuzeit wurde aufmerksam auf dieses wichtige Werk, welches reich ist an Ereignissen, die Beziehung haben auf das deutsche Vaterland, auf Kirche, Lebensweise, Aberglauben, politischen und religiösen Betrug, auf moralische Anschauungen bei Deutschen, Franzosen und Spaniern.

Ein frischer Hauch volkstümlicher Überlieferung zieht sich durch die ganze Chronik und wird dem auch von Uhland hochgeschätzten Werke für alle Zeiten Lebenskraft verleihen, weil die Chronik nicht nur eine eigentliche Geschichte des Hauses Zimmern bietet, sondern auch andere Geschlechter und Ereignisse berührt. Die Schwänke bilden nicht das kleinste Moment, welches der Chronik dauernden Wert verleihen, denn die Schnurren sprechen für die Zustände jener Zeit.

Allerdings muß man davor warnen, Gesamtzustände des gesellschaftlichen Lebens nach den Schilderungen der Schwankerzähler und Satiriker werten zu wollen. Dazu sind alle die Erzählungen doch zu einseitig.

Unsere moderne Zeit könnten wir ja auch nicht einzig werten etwa nach den Veröffentlichungen der Witzblätter oder den fulminanten Reden des Staatsanwaltes. Immerhin gewinnt man an der Hand dieses Materiales interessante Einblicke; ebenso verhält es sich mit den Schwanksammlungen des XVI. Jahrhunderts.

Höchst bedeutungsvoll werden aber die Schwänke, wenn wir sie in einem so umfangreichen Werke wie jenem der Zimmerischen Chronik finden. Da kann nicht die oftbeliebte Erklärung herhalten, die Witze seien für die Kneipe bestimmt ge-

wesen wo sich liederliche Gesellen trafen. Man mag sich noch so sehr die Ohren verschließen, aber trotzdem bleibt es wahr, viele Späße der Schwanksammlungen, ja gerade jene, welche die gröbste Sinnlichkeit atmen, wurden ebensowohl in den Volksschichten als in den Kreisen der Gebildeten von Laien und Geistlichen erzählt. Wir müssen da auf eine Erklärung des Zimmerischen Chronisten verweisen, welche besagt: „Man muß zuzeiten den ernsthaftigen und leidigen Fällen auch gute Schwänke und andere Bossen anhenken, damit die Handlungen durcheinander vermischt und der Leser guetwillig behalten werd."[1]) Als Folklorist muß man sich redlich freuen, daß in der Zimmerischen Chronik so häufig der historische Faden abreißt, und dafür eine Fülle von Sittenschilderungen, Gebräuchen, Sagen und Schwänken eingeschoben wird.

An chronologischen und sachlichen Schnitzern fehlt es zwar nicht, aber das fällt bei dem umfangreichen Werke und dessen sonstigen Vorzügen nicht sonderlich in das Gewicht und ganz besonders nicht hinsichtlich der Mehrzahl folkloristisch bedeutungsvoller Angaben. Sonst macht das Werk den Eindruck großer Wahrheitsliebe, sagt doch der Chronist[2]): „Die Historici die übergeen dises alles und will niemands der großen Herrn Privatleben anrüren oder der Katzen die Schellen anhenken, sonder schreiben mertails von ires Bauchs und von Gewins wegen, daran sie doch höchlich Unrecht thuen und billicher weren Schmaichler und Orenmelker, dann historici zu nennen, dann nit allein das löblich und so das Liecht erleiden mag, zu beschreiben, sondern vil mehr das unlöblich und ungepürlich, damit sich die Nachkommen dass erinnern und zu vermerken, warumb etwann Gott ein ganz Künigreich sinken last und erschrockenlich straft."

Umfassend gebildete, mit der deutschen Literatur bekannte, mit den Empfindungen der Volksseele vertraute Männer, die große Reisen im In- und Ausland gemacht hatten, an Fürstenhöfen verkehrten, am Reichskammergericht in Speier und am Hofgericht zu Rottweil tätig waren, scheuten sich nicht die größten Derbheiten dem Papiere anzuvertrauen. Nichts zeigt wohl besser als diese Hinweise, wie gesellschaftsfähig das einmal war, was wir als schmutzige Unterhaltungsliteratur

---

[1]) Siehe Band IV. Zimmerische Chronik, II. Auflage,, Seite 13,10 ff.
[2]) Siehe Band III. Zimmerrische Chronik, II. Auflage, Seite 261,8 ff.

ohne Bedenken erklären. So wandeln sich moralische Anschauungen.

Wie bei Bebel, Frey, Lindener usw. spielen sich auch die meisten in der Zimmerischen Chronik berichteten Vorfälle in Süddeutschland ab, daneben erhalten wir interessante Streiflichter auf das Leben an verschiedenen Höfen.

Obwohl die Chronik hochdeutsch geschrieben ist, zeigt die Sprache vielfach die Eigenheit der schwäbisch allemannischen Gegend.

Mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Charakter dieser Veröffentlichung ließ es sich nicht umgehen, die zweifellos sehr starken Kruditäten der Originalvorlagen wiederzugeben. Gerade aus der freien Zusammenstellung dieser überderben Schnurren empfangen wir ein wahrhaft getreues und ungetrübtes Charakterbild der Sitten bzw. Anschauungen jener Zeiten. Vergessen wir nie, daß aus den Schwänken und Schnurren eines Bebel, Frey, Lindener, Tünger die Stimme des Volkes heraustönt!

Es ist wahr, mancherlei in all diesen Fazetiensammlungen erfüllt uns mit äußerstem Widerwillen, aber wir müssen als Gelehrte unbedingt gerecht sein und nicht ausschließlich den Maßstab unseres modernen Empfinden und Gewohntsein anlegen, wo die Eigenart einer anders denkenden Zeit zum Ausdruck gelangt.

Vor allem müssen wir uns ganz entschieden vor dem bislang so häufig begangenen Fehler hüten, all die unverblümten rohen Späße lediglich dem sie erzählenden Schriftsteller wie Bebel, Frey, Lindener usw. in die Schuhe schieben zu wollen. Diese Schriftsteller haben mit einem feinen Empfinden für die Regungen der Volksseele lediglich bestehende, lebwarme, wesenhafte Witzworte, komische Ereignisse, derbe Schlagfertigkeiten aktenkundig gemacht.

Nicht die unverhüllten Redensarten verkommener Taugenichtse haben wir vor uns, sondern den bei der ehrbaren Männer- und Frauenwelt beliebten Erheiterungsstoff, das die fröhliche Geselligkeit fördernde Unterhaltungsmaterial. Es ist lebfrische Kraft des Volkes, welche sich in derbstem Humor äußerte.

Diesen Humor kennen zu lernen, bezwecken die nachstehenden Blätter, mit deren Veröffentlichung wir uns den Dank aller Volksforscher und Kulturhistoriker zu gewinnen hoffen.

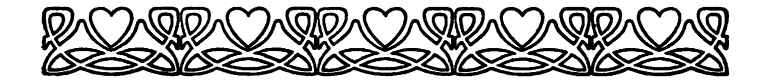
Manche Seite dürfte dem Fachmann aus seinen Spezialstudien bekannt sein; vielleicht wird man aber trotzdem die Veröffentlichung begrüßen, weil dem Forscher damit manches schwer zugängliche und seltene Werk ersetzt wird oder doch der Zusammenhänge wegen leichter erreichbar ist.

Wir möchten nicht schließen, ohne daran erinnert zu haben, daß Martin Luther ein besonderer Freund derbster Anekdoten war, ferner, daß Goethe fleißig alle Schwankbücher des XVI. Jahrhunderts, soweit sie ihm erreichbar waren, gelesen hat.



Die Sprüche,
welche Heinrich Bebel der Poet in seiner Jugend geschrieben hat.





Das erste Buch.

1. Spruch eines Priesters.

Als unser Fürst Herzog Ulrich von Württemberg als Sieger im Kriege einem Grafen Schloß und das dazugehörende Städtchen abgenommen hatte, kam ein dem Grafen verwandter Priester. Dieser erzählte und bekannte traurig, wie das Städtlein und das Schloß vom Herzog gewonnen und eingenommen worden sei. Der Graf antwortete, es läge ihm nicht sonderlich viel daran, und es wäre ihm kein Schaden, denn er hätte es nicht wollen teurer verkaufen. Daraufhin versetzte der Priester: „In Wahrheit, das höre ich gern, denn ich habe schon sehr besorgt, daß wir's nicht zu gering oder noch geringer verkauften." Der Priester war nämlich auch dabei, als man das Schloß und das Städtlein aufgegeben hatte.

Vergleiche dazu die Zimmerische Chronik 2. Auflage Bd. II, S. 74—75, wo der Vorgang weit genauer geschildert wird.

Es heißt dort:

Graf Ludwig von Leonstain [1]) kam in dem bayrischen Krieg [2]) in großen Unfahl; dann als er uf des Churfürsten, Pfalzgraf Philipsen, Parthei, do zoch im Herzog Ulrich von Würtemberg für das Schloß Leonstain, das belegert er. Das Schloß wardt beschossen, das mans in wenig Tagen ufgab. Ich hab mehrmals von Herr Gotfridt Wernhern Freiherren von Zimbern gehört, das er sampt etlichen Verordneten vom Herzogen bei den Ersten ins Schloß sei kommen. Ihm ist zu der Beut worden ein überaus schön Schloß an aim Kasten,

[1]) Leonstain, Leostain, Lewenstain, Löwenstein.

[2]) Bayrischer Krieg, er begann 1504 (bezw. schon 1593), siehe Zimmerische Chronik Bd. II, 398/399. — Vgl. Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz I, 486.

so noch vorhanden, und ain Wetzger; dann Graf Ludwig hatte sich vor dieser Belagerung wohl besorgt und derhalben, was ihm lieb, uf ain Ort gethon und geflehnet. Unter anderem, so in der Besatzung zu Leonstain bliben, war ain Pfaff. Der kam in wenig Tagen, nachdem sie das Schloß ufgeben, zu dem Grafen, klagt ihm mit wainenden Augen den großen Verlust, wie sie das Schloß hetten ufgeben müssen, auch hätte der Herzog die ganz Grafschaft ingenomen. Der Graf wollte sich unerschrecken erzeigen, sprach: „Mein Herr Hanns seit zufriden, ich welt das Schloß nit theurer verkauft haben.“ Hierauf der Pfaff: „Ach, gnediger Herr, das höre ich von Herzen gern, dann ich nur besorgt, wir hätten's zu vil wolfail geben.“ Und wiewol graf Ludwigen nit geheuer bei der Sache, so muest er doch des Pfaffen geschwinde Antwurt lachen.

2. Spruch einer Jüdin.

Vor einiger Zeit war ich in dem Städtchen Hechingen, welches im Herrschaftgebiet der Grafen von Zollern liegt. Dort traf ich eine schöngestaltete hübsche Jüdin, welche fröhlich und zu guten Schwänken aufgelegt war. Als ich ihr im Gespräch riet, den christlichen Glauben anzunehmen, antwortete sie gar nicht ungebührlich, sondern meinte nur, nach ihrer Ansicht gelte die Beschneidung gerade soviel wie die Taufe. Nun fragte sie mich, wie hoch denn ich die Taufe einschätze. „Sehr hoch,“ sagte ich und, „ohne sie bleibt den Menschen die Himmelpforte verschlossen“. — „Wir Jüdinnen halten aber von der Beschneidung gar nichts.“ Wie ich nun nach der Ursache frage, versetzte sie: „Wir wollten lieber, daß dem Glied, welches an unseren Männern beschnitten wird, ein Stück hinzugesetzt, statt weggenommen würde.“

Bei Jakob Frey: Gartengesellschaft: lebt die Jüdin, welche viel mehr von der Taufe als von der Beschneidung hält, in Landau. Bei Frey soll die Jüdin einer „guten“ Heirat wegen, sich taufen lassen. —

Vergl. Lundorf, Wissbädisch wisenbrünlein 1610—11 2, Nr. 9.

Rottmann, Lustiger historien-schreiber 1717 s. 462 (3,85).

J. B. Rousseau, Toutes les épigrammes, Londres 1880 p. 107 (7. 12).

Domenichi, Facetie 1581 p. 138.

Vergl. die kritische Ausgabe von Jakob Freys: Garten-

gesellschaft, welche Johannes Bolte im 209. Bd. der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, gedruckt in Tübingen 1896 gibt.

3. Vom Müller, der betteln ging.

Ein Bettler kam zu einem Bäcker und begehrte als Handwerksgenosse ein Almosen. „So, welches Handwerk hast du denn betrieben," fragte der Bäcker. „Ich war Müller," versetzte der Angeredete. — „Ach! Wie viel Bauern sind denn in deine Mühle gefahren?" — „Sieben." „Höre ich richtig? Sieben? O, du ungeschickte grobe Flegelskappe! Eher hätten diese sieben Bauern betteln gehen müssen, als ich." Mit diesen Worten wollte der Bäcker auf den landläufigen Spruch von der Stehlsucht der Müller lenken.[1])

Bei Jakob Frey: Gartengesellschaft, sind es 19 Bauern, welche bei dem verdorbenen Müller in Sempach im Schweizerland mahlen ließen.

Bolte vermerkt in seiner Freyausgabe noch: Kurtzweilige und lächerliche Geschicht 1583, S. 536 b. Goedeke, Schwänke 1879 Nr. 79. Bobertag, 400 Schwänke, Nr. 281.

Übersetzung bei Hulsbusch 1568 p. 111 De aporiato molitore, qui mendicabat! —

Lundorf, wissbadisch wisenbrünlein 2, Nr. 4 (1611).

Zincgräf-Weidner, Apophthegmata 4, 178.

J. P. de Memel, Lustige Gesellschaft Nr. 561 (1695).

C. A. M. v. W., Zeitvertreiber 1666, s. 193.

Philander, Zeitverkürzer 1702, Nr. 219.

Domenichi Facetie 1581 (p. 181).

Cluchtboek, Antwerpen 1576, p. 68, Nr. 84 (vergl. Bolte, Tijdschrift voor ndl. Taalkunde 10, 133). „Van den meulder, die den Backer om Broot badt, ende van den goeden raedt, die den Backer hem gaf, om niet te bedelen' = Groot Klugtboek, Amsterdam 1680, p. 68.

Freudenberg, Etwas für alle 1732, Nr. 123.

4. Noch etwas von einem Müller.

Ein Vogt oder Amtmann hatte seinen Müller beim Diebstahl erwischt und ließ ihn dem Galgen überliefern.

---

[1]) Vergleiche auch „Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts". Ausgewählt und bearbeitet von E. K. Blümml und Joseph Latzenhofer. Bd. V des von Dr. Fr. S. Krauss herausgegebenen „Volksmund", Leipzig 1906.

Wie nun der dem Tode Geweihte die Leiter hinaufstieg, um an den Strang geknüpft zu werden, bat und beschwor der Vogt den Müller, er solle ihm doch einen einzigen Müller nennen, welcher ehrlich, fromm und treu wäre. „Wenn ich einen Eid leisten sollte, ich könnte keinen ehrlichen Mühlenbesitzer nennen," beteuerte der Müller. „Wenn dem also ist," erklärte der Vogt, „dann steige wieder herab und bleib am Leben! Lieber will ich doch schon dich, den ich nun einmal kenne, als einen anderen Müller, der am Ende gar noch ein größerer Dieb als wie du sein könnte."

Ähnlich bei Jakob Frey: Gartengesellschaft: Welches die frommen Müller sind. — Vergl. auch: Schimpf und Ernst 1545. — Schertz mit der Wahrheit 1550. — Kirchhof, Wendunmut 1, 290. — Philander, Zeitverkürzer 1702, Nr. 214.

5. Wider einen fahrenden Schüler.

Man findet mitunter Schüler, welche nicht studieren, auch nicht arbeiten wollen, die aber hin- und herlaufen und betteln. Arme einfältige Bauern betrügen sie mit allerlei Büberei und Schelmenstreichen. Sie behaupten, im Frau Venusberg gewesen zu sein und allerlei Künste und Zauberei dort erlernt zu haben. Sie verheißen Wunderdinge, von welchen ich viel im Buche Triumpho Veneris geschrieben habe.

Gen Justingen kam solch ein Schüler zu einem Wagner, welcher schon oft von solchen Gesellen betrogen worden war. Von diesem bat er als Meister der sieben freien Künste auch darum, weil er im Venusberg gewesen sei, ein Almosen. Darauf fragte der Wagner: „Mein lieber Freund, bist du das nächstverschienene Jahr auch dort gewesen?" — „Nein!" — „Nun, so gehe hin und komme mir ja nicht mehr her, denn ich werde dir nichts geben!" Der fahrende Schüler war unwillig, besonders, weil der Wagner ihn dutzte, denn die Deutschen haben es also im Brauch, daß sie nur Freunde und Bekannte, außerdem schlechte, unbeachtenswerte Menschen dutzen. „Warum Ihrzet Ihr mich nicht, ich bin doch ein Meister der sieben Künste und dazu ein halber Gaukler?" — Da erklärte der Wagner: „Ich kann mehr wie du! Mein Handwerk ernährt mich, mein Weib und sieben Kinder! Du kannst dich mit sieben Künsten allein nicht nähren und gehst betteln. Darum mußt du mich ehren, nicht ich dich!" Übel verspottet und

verlacht mußte der Schüler scheiden. So geschieht denen recht, die sich allein des Titels rühmen, sonst aber nichts leisten können. Die sind ja auch alleweil stolzer und übermütiger als jene, welche ebensoviel wissen und viel studiert haben.

6. Wahre Geschichte von einem Priester.

Ein Priester von Ulm predigte in einem Flecken am Aschermittwoch, dem ersten Fasttage, und sprach: „Liebe Söhne Gottes! Heute verbiete ich euch alle menschliche Speise." Damit wollte er die Enthaltung von Fleischgenuß ankündigen. Nun sprach ein anwesender Bauer: „Das wird ja gut für mich sein, da ich mein Heu noch nicht verkauft habe! Wenn dem wirklich so ist, wie der Seelsorger gebietet, müßten die Leut' doch Viehfutter, Heu und Stroh essen!"

Eben derselbe Priester predigte weiter: „O, ihr lieben Brüder, hütet euch vor dem Teufel, denn er ist der böseste Mensch unter allen Menschen! Hanget an der Liebe Gottes, welche so süß ist als die gedörrten Holzbirnen." Die Bauern pflegen die Holzbirnen zu dörren und bis in die Fastenzeit aufzubewahren; dann gießen sie Wasser daran, lassen die Früchte weich werden, bis daraus eine süße Brühe wird. Mit dieser Brühe verglich der Pfaffe die Liebe Gottes.

Außerdem sagte er in dieser seiner ersten Predigt: „Dieser Predigtstuhl, liebe Brüder, ist jetzt krank, es wird nötig sein, aus einer Eiche einen neuen zu machen, welcher stark und fest ist, der alle meine Worte tragen kann, wenn man mir alle meine Bücher bringt, wie die Predigten des Meisters Grutsch, die Predigten von S. Crix, der mit einem Sessel durch die H. E. geschossen ward, die Predigten Discipuli, die Predigten Dormi securi und dergl. noch viel mehr, die ich jetzt nicht alle erzählen und dartun kann."

Vergleiche dazu Bernardino Ochino 12. Apolog des I. Buches. Der Bischof aus Datia führt neue Fasten ein usw. Volksmund, Band VII.

Auch die Zimmerische Chronik bietet zahlreiche Belege für den höchst unerfreulichen Grad der Geistesbildung vieler Pfarrer und Klosterpersonen.

7. Ungeschickter Dorfpfaff.

Ein ungeschickter Dorfpfaffe wußte nicht, was er am heiligen Ostertag im Hochamt singen sollte.[1]) Er schickte darum seinen Meßner zu dem Priester im nächsten Dorf und ließ bei demselben erfragen, was zu singen wäre. Der Bescheid lautete Resurrexi. Der Meßner als lateinunkundiger Mensch, konnte das Wort nicht behalten, doch blieb ihm bewußt, das der Ausdruck mit Re begann. Unterwegs sprach er alle Augenblicke die Silbe Re aus, um dieselbe nicht zu vergessen. Wie er nun wiederum heimkam, und der einfältige, ungeschickte Pfaffe die Silbe Re hörte, sagte er: „Es ist gut, ich verstehe es wohl, was man tun soll, man muß Requiem singen (das ist eine Messe für Verstorbene), denn es gehört sich, das heute zu halten und den Tag der Erhebung des Leichnams Jesu Christi, der auch in drei Tagen gestorben ist, zu ehren.“ [2])

8. Eine treffliche Tat.

Zu Freiburg mußte ein Mann ungebührlich lang im Bad auf Wasser warten, auch bis er gezwackt und gerieben wurde, damit der Schweiß recht ausgesondert werde. Als die Sache gar nicht beginnen wollte, ging der Badende ein wenig abseits und setzte den durch das Hintergewölbe austretenden — Schweiß auf ein Häuflein zusammen. Endlich kam der Badeknecht und wollte unseren Mann auch ein wenig reiben. Der sagte aber: „Geh weg! Ich brauch deine Reiberei keineswegs, denn der unsaubere Schweiß ist schon von mir gewichen.“ Kurz danach merkte man am Geruch, was das für ein Schweiß war.

9. Ein ungeschickter Mensch.

Zur Osterzeit fragte in Reutlingen ein Schneider seinen Knecht, ob er schon zum Sakrament gegangen sei, und den Leib Christi empfangen habe. — „Ja,“ versetzte der Knecht.

---

[1]) Pfaff Leichtenhendle antwortet am Altar dem ihm ministrierenden Priester Hans Hemler, der die Epistel nicht fand und darum statt derselben sang: „Ich kanns nicht mehr singen, ich find nichts mehr, do ist nicht mehr geschrieben“ in feierlicher Form, um den Gottesdienst nicht zu stören, „Das Dich der Rit schende in das bösser Aug'!“ usw. S. Zimmerische Chronik, 2. Aufl., Bd. II, S. 470.

[2]) Vergleiche dazu die von Bernardino Ochino im 34. Apolog, IV. Buch, gebrachte Variante. „Volksmund“, Bd. IX und X.

„ich bin dazu gegangen und habe davon gekauft.“ — „Gekauft? Ja, wieso denn gekauft?“ —— „Ei, ich bin zum Altar gegangen und habe für die Sach einen Pfennig geopfert!“

Da strafte der Schneider den Knecht und sprach: „Dieser Schatz kann ja mit allen Gütern der Welt nicht bezahlt noch verkauft werden.“

„Meister, das ist ein Irrtum von Euch! Das kann nicht stimmen! Wäre es so, wie Ihr sagt, so bekämen weder ich noch du etwas von dieser Kostbarkeit.“

10. Von einem Priester und dem Esel Christi.

Ein Priester predigte einem groben Völklein vom Einritt Christi in die Stadt Jerusalem und erwähnte, Christus habe dabei auf einem schönen hohen Gaul gesessen. — „S'ist ja nicht wahr,“ mahnte der Messner leise, „es ist nur ein Esel gewesen!“ — „Du Narr,“ schrie jetzt der Priester, „geh hin und küß dem Esel das hintere Gewölbe! Könnte ich doch nur auch in anderen Sachen meinen Heiland und Seligmacher ehren, keine Arbeit sollte mir zu sauer sein. Ich will des Heilands Ehre beschirmen, so wahr ich Johannes heiße.“

Dieselbe Materie behandelt Jakob Frey: Gartengesellschaft. Der Frauenbrüdermönch wehrt aber dem Sakristan noch weit drastischer mit den Worten: „Es ist deiner Muoter Fut gewesen! Gang hin und leck den Esel im Arsch!“ —

Siehe auch Hulsbusch 1568 p. 165 Carmelita monachus concionatur ingressum Christi in Jerusalem.
Kirchhof, Wendunmut 1, 2, 70 (1563).
Zincgräf-Weidner 4, 242.
Den roomschen Uylenspiegel 1671 s. 494.

11. Ungeschickter Spruch.

Zwei Brüder kannte ich, deren Vater gestorben war. Als die Beerdigung stattfand, hatte der eine Bruder eine schwarze Kappe aufgesetzt, der andere gegen allen Brauch eine rote Kappe. „Warum kommst du denn mit einer solchen Kopfbedeckung?“ fragte strafenden Tones derjenige, welcher die schwarze Kappe trug. „Ach,“ versetzte der Gefragte, „ich trauere in der roten Mütze ebenso gut wie du in der schwarzen Kappe.“

16. Ein Landsknecht ißt einen Kapaun allein.

Aus Frankreich kam voreinst ein Landsknecht nach Frankfurt und kehrte im „Roten Ochsen“ ein. Der Landsknecht besaß zwar schlechte Kleider, aber einen gespickten Geldbeutel, darum bat der Wirt seinen Gast, er möge doch hinauf an den Tisch zu etlichen vornehmen Kaufleuten sitzen. Das verdroß die Kaufleute gewaltig, obwohl sie es nicht gut hindern konnten. Als die Suppe aufgetragen wurde, zog jeder Kaufherr einen silbernen Löffel hervor mit dem Bemerken: „Ein Schelm, wer keinen Silberlöffel hat.“ Der Landsknecht merkte bald die Stichelei, schwieg aber fein still und machte sich einen Löffel aus Brot, den er nach kurzem Gebrauch verzehrte mit den Worten: „Ein Schelm, wer seinen Löffel nicht frißt.“ Jetzt waren die Kaufleute wieder wütend und schalten und knurrten gewaltig. „Es ist ein Schelm am Tisch, der mit seinem Mund den Wein unrein macht,“ hieß es in der Runde, und so oft einer dem andern zutrank, zogen alle die Wischtücher hervor, wischten sich den Mund und wiesen einander die Becher und fragten, ob sie's getan hätten. Da gab's natürlich nur Entschuldigungen. Unser Landsknecht wußte damit bald Bescheid. Flugs trank er seinen Becher aus, warf ihn auf den Tisch, so daß er einem Kaufherrn ins Antlitz flog und sprach: „Daß euch der Teufel hol', ist denn etwas unreines in meinem Becher?“ — Kurz danach trug man einen Kapaun auf, um den einige Krammetsvögel gelegt waren. Rasch griffen die Kaufleute nach den Krammetsvögeln, damit der Landsknecht nichts bekommen sollte. Ohne langes Zaudern spießte der Landsknecht den Kapaun auf und legte den Braten auf seinen Teller. „Ja, ja, ich sehe wohl, es ist jedem Mann um ein Vogel zu tuen.“ So behielt er den Braten und hatte die Herren gründlich abgeführt.

17. Bauern bitten um einen Fluch.

In Sachsen war mal auf einem Bauerndorf den Landleuten das Fluchen verboten. „Lieber Schultheiß, so kann's nicht weitergehen,“ meinten sie eines Tages. „Gib uns wenigstens einen Hausfluch, damit sich das Gesinde regieren läßt.“ — „Na, was wollt ihr denn für 'nen Fluch?“ „Hm, lieber Schultheiß, etwa die Pestilenz.“ „Gut! Abgemacht! Ihr mögt dazu auch noch die Franzosen haben.“

und gib mir die schlechteste Arbeit, ich will's geduldig tragen." Schließlich ließ sich Sankt Peter von diesem Bitten und Flehen erweichen, und flugs war unser Schneiderlein im Himmel. Kurzweil halber ging nun eines Tages der liebe Gott mit dem ganzen himmlischen Heer aus dem Himmel, um sich in einem außerhalb des Himmels befindlichen Garten zu erlustigen. Im Himmel blieb allein der Schneider. Der besichtigte nun ganz gemächlich den Himmelssaal. So kam er auch zu dem Sitz des höchsten Königs und konnte von da aus aller Menschen Tun und Unterlassungen erblicken. Wie unser Schneiderlein in vollem Schauen ist, sieht er ein altes Weiblein, welches einer anderen Frau, die an demselben Bächlein Kleider wusch, diese Kleidungsstücke wegstibitzte. Da wurde unser Schneider furchtbar aufgebracht, denn er empfand, welche Sünde das Stehlen doch ist. Rasch erwischte er den Fußschemel Gottes und warf denselben nach dem Weiblein. Der Himmelskönig vermißte bei seiner Heimkehr sofort seinen Schemel und forschte überall nach, wohin derselbe gekommen war. Endlich mußte sich der Schneider verantworten und die Ursache angeben. „O, lieber Sohn," sprach mildlächelnd der himmlische König, „wenn ich so rachgierig wäre, wie du, ja, dann hätten wir schon lange gar keine Stühle und Bänke mehr hieroben!"

Ausführlicher erzählt Jakob Frey in der von ihm beliebten breiten Behaglichkeit, dieselbe Geschichte. Für Bebel gilt: Kürze ist des Witzes beste Würze.

Siehe weiter Krauss: Sagen der Südslaven 2, Nr. 128.

Loesche, Analecta Lutherana 1892, Nr. 317.

Wolf, Deutsche Märchen und Sagen 1845, Nr. 16: Ian im Himmel.

15. Ein Zorniger.

Ein Hafner beichtete, da sein letztes Stündlein gekommen war, dem Priester. Alles war gut, nur wollte der Hafner seinen Feinden nicht vergeben. „Wenn du nicht vergibst, wirst du in die Hölle hinabgestoßen werden," mahnte der Beichtvater. — „Wenn's so ist, dann mach dich nur bald von mir, dann brauche ich keine letzte Ölung. Denn alsdann wird die Hölle gezwungen, mich in tausend Teufels Namen roh und ungesalbt zu verschlingen!"

Rentmeister. Aus bäuerischer Einfalt schickte derselbe mal einen Dieb, den er angeklagt, gefangen, gebunden und zum Galgen verurteilt hatte, zu einem Priester in die Kirche, damit er seine Sünden vor dem Tode bekenne und beichte. Nachdem der Dieb feierlich versprochen hatte, wiederum zurückkehren zu wollen, ließ man ihn in die Kirche. Da legte er ein Sündenbekenntnis ab und achtete hiernach nicht auf das ihm in der Kirche zustehende Freistattrecht, das kein Mensch hätte verletzen können (wie das an vielen Orten nun einmal so bestimmt ist). Der Dieb verließ also die Kirche wieder und ging zu dem Amtmann (oder auch Rentmeister geheißen), ließ sich binden und stieg dann so fröhlich zum Galgen hinauf, daß man hätte meinen können, der mir von Jugend auf bekannte Mensch habe den Tod von Herzen begehrt. Viele legten es hernach dem Priester übel aus, daß er den unweisen, unbesonnenen Dieb nicht ermahnt habe, sich der kirchlichen „Freiung“ zu bedienen.

22. Vom törichten Bauernknecht.

Eine sehr reiche Witfrau hatte einen einzigen Sohn, der aber wenig Verstand besaß und ziemlich tölpelhaft war. Der gewann eine in der Nähe wohnende adelige Jungfrau lieb und wollte sie zur Frau haben. Die Eltern der Jungfrau waren zwar adlig aber sehr arm, und litten ziemlichen Mangel, so daß an standesgemäße Verheiratung der Tochter nicht gedacht werden konnte. So besannen sie sich nicht lange, als der reiche Bauerntölpel als Freier auftrat. Die Bauersfrau war bei der großen Unbeholfenheit ihres Sohnes besorgt, die Jungfrau würde aus diesem Grunde noch absagen und so begann die Mutter, ihrem Sohn Schliff beizubringen. Als der törichte Bauer erstmals zur Jungfrau ging, um sich mit ihr zu verloben, schenkte ihm das Fräulein schöne, sorglich zu behandelnde Handschuhe. Die zog er an. Unterwegs begann es zu regnen. Da verdarben die Handschuhe in den Grund. „Lieber Sohn,“ mahnte die Mutter, „du hättest die Handschuhe fein zusammenlegen und im Busen aufbewahren sollen.“ Als er wieder zur Jungfrau kam, verehrte sie ihm einen Sperber. Da beherzigte der Bursche die Lehre der Mutter; er wickelte den Sperber in ein Tüchlein und schob das in den Busen. Daheim konnte er der Mutter nur einen toten Vogel zeigen. „Hättest du ihn fein auf der Hand getragen,“ ließ sich die Mutter vernehmen. Beim dritten Male erfreute

ihn die Jungfrau mit einem Treydsieb. Das trug der Tölpel auf der Hand, wie er den Sperber hätte tragen sollen. Die Mutter schimpfte und sagte: „Hättest es einem Roß an den Schwanz binden müssen.“ Schließlich schenkte die Jungfrau, welche stets größeres Mißfallen an den Sitten und am Tiefstand seiner geistigen Bildung empfand, dem Bauernkerl ein Stück Speck. Das band der Tölpel jetzt seinem Pferd an den Schwanz. Beim Heimritt ging der im Dorngestrüpp an Baumstämmen und Stauden hängenbleibende Speck gänzlich zugrunde. Über solche tölpelhaft ungeschickte Sitten war die Mutter ganz trostlos und fürchtete, die Braut werde einen solch geistesarmen Freier ausschlagen. „Ich gehe wohl am besten selber zu der Jungfrau und deren Eltern und halte an um die Hand für meinen Sohn,“ dachte die Mutter und machte sich auch, nachdem sie ihrem Sohne aufgetragen hatte, gut das Haus zu hüten, auf den Weg.

Bei den Eltern der Jungfrau brachte die Mutter ihre Wünsche zweckmäßig an, wodurch sie es erreichte, daß man Tag und Stunde der Hochzeit festsetzte.

Inzwischen hatte der daheim gebliebene Sohn Hunger bekommen; er ging also in die Küche, warf Schmalz in eine Pfanne und schlug Eier hinein. Da er einen guten Tropfen Weines trinken wollte, ging er unterdessen in den Keller. Kaum hatte er das Faß geöffnet, so schoß der Wein derart aus dem Faß, daß der Bursche sich nicht mehr zu helfen wußte. Auf diese Weise floß das Faß aus und der Keller voll.

Was jetzt? Damit die Mutter solches Unheil nicht sähe, streute der Tölpel den ganzen Keller voll Mehl, um damit den Keller auszutrocknen. Rasch und ungestüm sprang er wieder hinauf und schreckte durch sein überlautes Wesen eine brütende Gans auf. Die schrie unaufhörlich Gag, gag, gag und flößte damit dem Narren solchen Schrecken ein, daß er befürchtete, sie drohe ihm mit ihrem Geschrei. Flugs ergriff der Tölpel das schnatternde Tier und hieb demselben, damit es nur ja nichts verrate, den Kopf ab. Darnach bestrich sich der sinnlose Bursche den ganzen Körper mit Honig, schnitt die Federbetten auf und wälzte sich in den Flaumfedern, daß er über und über gefiedert war. So glaubte der Bursche am besten Stellvertreter der Gans zu sein; er setzte sich auf das Nest und wollte die Eier ausbrüten.

Als die Mutter heimkehrte, fand sie die Türe verschlossen. Sie klopfte und klopfte, doch der Sohn antwortete nur mit

Gag, gag, gag; endlich, als die Mutter schimpfte, auch heftig drohte, sprang der tolle Kerl von dem Neste auf, öffnete und ließ die Mutter herein. Diese war vor Schrecken sprachlos, als sie die tollen Streiche ihres Sohnes sah, doch mochte sie den Dummen nicht ausschimpfen, da die junge Braut verheißen hatte, gleich einmal nach ihrem Bräutigam sehen zu wollen. Die Mutter verzieh dem Tölpel die Dummheit und wies ihn rasch an, wie er seine Braut empfangen solle, daß er namentlich seine Äuglein fein und lieblich auf die Jungfrau werfen möge.

Kaum betrat nach kurzer Zeit die Braut das Bauernhaus, da warf der Bauernsimpel der Jungfrau viele Schafsaugen, die er vorher den Tieren ausgestochen hatte, in das Angesicht. Der Narr hatte das Geheiß seiner Mutter auf diese Art verstanden.

Trotz all dieser Ungeheuerlichkeiten gab der Reichtum, welcher das beste Unterpfand für die Liebe ist, den Ausschlag für die Heiratspläne.

Ist ein Mensch reich, so kann er ja alles bekommen, was er will, auch Adel, Gestalt, Schönheit, Verstand und Weisheit.

Bebels Erzählung war die Vorlage für die weit eingehendere Darstellung, welche Frey in seiner Gartengesellschaft diesem Gegenstand widmet.

Siehe: Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3, 60 (1865).

Hub, die Komik und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts 2, 303 (1857).

Goedeke, Schwänke des 16. Jahrhunderts 1879, Nr. 11.

Hulsbusch, Sylva sermonum iucundissimorum 1568, S. 104.

Colshorn, Märchen und Sagen 1854, Nr. 84.

Philander, Zeitverkürzer 1702, Nr. 20.

J. P. Waltmann, Der in allen Wissenschaften erfahrene Pickelhering 1720, S. 40, Nr. 15.

a) Der Tölpel besudelt die von der Braut geschenkten Handschuhe, erwürgt den geschenkten Habicht, trägt die Egge auf den Händen und läßt den Speck vom Pferde heimschleifen.

Haltrich, Volksmärchen aus Siebenbürgen 1885, Nr. 66.

U. Jahn, Schwänke und Schnurren aus Bauernmund 1890, S. 100.

Chambers, Popular rhymes of Scotland 1870, p. 101.

Halliwell, Popular rhymes and nursery tales 1849, p. 37.

Krauss, Märchen und Sagen der Südslawen 2, Nr. 106, 107 (1880).

Lambert, Revue des langues romanes 3, 15, 149.
Liebrecht; Germania 14, 88.
Leskien Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen 1882. S. 467 u. 32 mit der Anmerkung auf Seite 573.
b) Der Tölpel wischt den Wein mit Mehl auf.
H. Morlini Novellae 1520 No. 49.
Basile, Pentamerone 1637 I. No. 4.
Andrejanoff, Lettische Märchen 1896. No. 73.
Knoop, Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern 1885, S. 114, No. 237.
Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven, No. 106, 107.
c) Der Tölpel tötet die Gans und setzt sich an· ihrer Stelle auf das Nest.
Bladé, Contes pop. recueillis en Armagnae 1867 p. 21.
Krauss, Sagen und Märchen der Südslawen 1, 265 No. 57.
d) Er wirft der Braut ausgestochene Schafsaugen zu.
Bladé, Contes pop de la Gascogne 3, 125.
Beauvois, Contes pop de la Norvège 1862 p. 203.
Cosquin, Contes pop de la Lorraine 2, 178, 182.
Krauss, Sagen und Märchen der Südslawen 2, 106.
Sébillot, Litt. ovale de la Haute Bretagne 1881, p. 104.
Pitré, Novelle popolari toscane 1885, No. 33.
Vinson, Folklore du pays basque 1883, p. 97. Und die weiteren Quellen in den Anmerkungen, die Bolte in seiner Ausgabe von Freys Gartengesellschaft angibt.

23. Netter Trost.

Ein Bauer hatte ein schamloses ehebrecherisches Weib. Auf die Dauer ward dem Mann das Unwesen seiner Frau zu arg, und so klagte er sein Leid dem Schwiegervater mit dem Bemerken, er wolle sich scheiden lassen. Der tröstete seinen Tochtermann und sagte: „Lieber, sei guten Mutes! Laß ihr die Sitten und Lebensweise noch eine Zeitlang. Sie kommt schon noch zu Scham und Keuschheit wie ihre Mutter, mein Weib. Die war in ihrer Jugend ganz schrecklich dem Laster der Unzucht ergeben, jetzt, da sie alt geworden, ist sie die allerkeuscheste Frau. Also ist doch wohl auch Hoffnung vorhanden, daß sich die Tochter einmal bessern werde."

Vergleiche dazu Jakob Frey: Gartengesellschaft, Von einer Thochter, die irer Mutter in alle Weg nachschlug, bzw. in der Ausgabe von E. K. Blümml „Volksmund" Bd. V unter

„Wie einer seinen Schwiegersohn tröstet“. — Siehe Dietr. Mahrold im Schmahl vundt kahl Roldmarsch Kasten 1608 „Von einer hubschen undt lieben tochter die ihrer frommen Mutter in allem Thun undt lassen nachschlug“.

Augustin Tüngers im Jahre 1486 erschienene Facetien, welche er Graf Eberhard im Barte verehrte, enthalten dieselbe Schnurre. Dieselbe wird von Tünger lokalisiert: „In dem Dorf Mals am Mylwegs von Chur ist gewesen ein Frow.“ Siehe Aug. Tüngers Facetien herausgegeben von Adelbert v. Keller 1874.

24. Von einem Einsiedler oder Waldbruder.

Wir haben neulich einen Waldbruder mit langem Bart gesehen. Dieser Einsiedler wurde von vielen wegen seiner großen Heiligkeit geachtet und geehrt. Da stand aber einer der Unsrigen, der wenig von der Heiligkeit der Einsiedler hält, auf und sagte: „Woraus schließet ihr auf seine Heiligkeit? Vielleicht aus seinem langen Barte? Ach, ihr einfältigen Gesellen! Wenn der lange Bart die Frömmigkeit ausmachen würde, dann wäre ein Bock ja am allerfrommsten.“

25. Von den Verächtern der Kunst der Poeterey.

Einer meiner Schüler sagte mir neulich, daß ihn sehr viele hassen würden, weil er sich der freien Künste befleißige. „Sind denn deine Neider auch gelehrte Leute,“ fragte ich. „Ach nein,“ vernahm ich da, „es sind grobe unkundige Leute, welche der Künste nicht achten.“ „Weißt du nicht,“ sprach ich, „daß die Kunst nur jene Leute zu Feinden hat, als jene, welche sie nicht verstehen! Das besagt ja schon ein altes Sprichwort. Kümmere dich hinfürder nicht um solche Leute sondern mach es wie der Fuchs. Dieser schlug mit seinem Schwanz an einen Baum und hoffte Birnen herabzuschlagen. Vergebliches Bemühen. Als keine einzige Birne fiel, sagte unser Füchslein: ‚O wie bitter sind diese Birnen, ich möchte keine essen!‘ Item von demselben Fuchs erzählt man ferner, er sei etliche tausend Schritte hinter einem Esel gelaufen und wartete bis die Hoden, welche sehr wackelten, herunterfielen. Obwohl nun die Hoden so aussahen als ob sie nicht mehr lange oben bleiben würden, und der Fuchs sich schon auf den Fraß freute, war auch hier das Warten vergeblich. Endlich sprach der Gefoppte: „O wie schwarz und stinkend sind diese Hoden, ich hätte sie

nimmer essen können.“ Also verachtet auch kein Gelehrter oder Weiser die Poeterei oder andere gute Künste, das tun lediglich jene, die nichts gelesen oder gelernt haben; ihnen sind die Künste schwarz, stinkend, bitter. Diesen mißgönne ich ihre Unwissenheit gar nicht.

26. Von eines Pfaffen Köchin.

Unsere Vorfahren haben gesagt, vordem als die Welt noch besser und frömmer gewesen, seien die Pfaffenköchinnen in den Lüften geängstigt worden, gerade als wenn Jagdhunde wilde Tiere jagen. Nach der Jagd fand man sie zerrissen. Hörte ein Mensch das Gejaid und leistete er Hilfe, so fand der Hilfeleistende sicherlich am anderen Morgen ein zerhauenes Glied oder sonst ein Körperstück bei der Haustüre von Teufeln aufgehängt vor. Neulich bat nun ein Priester, der seiner Köchin in allen Stücken Folge leistete, den Pfleger im Dorf, er möchte die Köchin im Schlitten herumfahren, wie es Brauch zur Winterszeit und an Fastnacht sei. Als der Pfleger Anstalt machte, dem Wunsche nachzukommen, sprang ein Weib herbei und rief: „Vor Zeiten haben die Teufel die pfäffischen Huren in der Luft umhergeführt, jetzt besorgen's die Pfleger und Gewaltigsten dieser Welt. Darum geschehen alle Dinge in verkehrter Weise.“

27. Vom leichtfertigen Abt.

Ein Abt hatte ein Mägdlein geschwächt und da er genug von ihm hatte, auch satt war, jagte er die Ärmste mittellos und ohne Entschädigung von dannen.

Das Mägdlein ging traurig zu seinem Leibherrn, einem Edelmann und klagte, wie der Abt zwar Geschlechtsverkehr gepflegt habe, aber nichts von einer Gegenleistung wissen wolle.

Der Edelmann wurde bei dem Abte vorstellig, konnte aber durch seine Boten weder durch Bitten noch Drohungen etwas ausrichten. Endlich machte er sich selber auf und forderte ernstlich 40 Gulden für das Mägdlein. Dem Abte war die Strenge des Edelmannes wohl bekannt und so sagte er, nach seiner Regel und Satzung dürfe für den Beischlaf mit einem guten Töchterlein nicht mehr als zwanzig Gulden gefordert werden.

„Steht das in euerer Regel,“ fragte der Edelmann und fügte

entsetzt hinzu, „o Gott! Was ist das für eine Regel! Was für eine Religion, was für eine Geistlichkeit, die nicht Satzungen bezüglich der Enthaltung der Heiligkeit gibt, sondern schamlose Dinge behandelt.“ „Sprich nicht so heftig wider die heiligen Väter,“ mahnte das Äbtlein, „der oberste Priester, der Papst, hat ja die Bewilligung und Bestätigung gegeben.“ „Bei der Hand Gottes,“ schwur jetzt der Edelmann, „weder Vater noch Papst ist fromm! Was geht's mich an, was der Papst erlaubt hat? Habe ich's bestätigt, daß der Papst zu meinem und der Meinen Nachteil und Schaden etwas erlaubt hat? Wann du mir nicht in kurzer Frist Genugtuung leistest, so wird dich weder Papst noch Regel genügend vor mir beschützen.“

Darnach zog der Edelmann weg und ließ dem Abte öffentliche Absage ankünden. Die Versöhnung erfolgte erst als der Abt der verletzten Jungfrau zur Heimsteuer 100 fl., ein Haus und Grund, wie sie einem Bauern gehören, gab. So kam das Äbtlein die Rechnung teuer zu stehen.

28. Spruch einer Kindbetterin.

Zu einer Frau, die geboren hatte, kamen die Weiber der Nachbarschaft, um der Wöchnerin Glück zu wünschen. Wie es dabei zu geschehen pflegt, sagten die Weiber, das Kind gleiche dem Vater geradezu merkwürdig. „Hat's denn auch eine Platte auf dem Kopf?“ fragte da rasch die Wöchnerin. Dadurch war erwiesen, daß dieselbe Ehebruch mit einem Geistlichen getrieben hatte.

29. Von einem empfindsamen Pfaffen.

Ein mir sehr wohl bekannter Pfaffe hörte einem Bauer die Beicht, doch wollte er demselben die Lossprechung nicht erteilen, weil sich in seinem Hause ein offenbarer Sünder aufhalte. Der Bauer erschrak gewaltig und leugnete. „Wahr ist's,“ versetzte der Beichtvater, „denn du hältst einen Kuhstier, der den Kühen helfen muß, Jungvieh zu machen. Ich kann dich ohne zuvor den Rat etlicher Doctores zu erholen, nicht absolvieren.“

30. Ein häßlicher Bissen.

Als Priester Fiscilinus einmal in ein Wirtshaus ging, sah er den Wirt in eine Ofenkachel brunzen und so fragte

er ihn, warum er das täte. „Darum, weil ich morgen ausziehe,“ entgegnete der Gefragte. Kaum war der Wirt hinausgegangen, da schiß Fiscilinus hinter den Ofen. Wie der Wirt wieder die Stube betrat, roch er sofort den gräulichen Gestank hinter dem Ofen und so stellte er den Pfaffen zur Rede. Fiscilinus antwortete: „Weil du morgen ausziehest, hast du in die Kachel gebrunzt, ohne der Zier des Hauses zu achten. Ich aber will heute schon wieder weiter und habe noch viel weniger auf die Zier des Hauses geachtet. Deshalben schiß ich hinter den Ofen, damit ich das Haus noch stinkender verlasse.“

Dieselbe Geschichte bringt Jakob Frey in seiner Gartengesellschaft unter dem Titel „Ein Pfaff zeert zu Abendt und schisse hinder den Ofen. Frey verlegt den Vorgang nach Straßburg im Elsaß in das Wirtshaus „Zur Lunge“. Die Zeit ist zwei Tage vor Weihnachten, es herrscht draußen große Kälte, denn der grobe tolle Pfaffe, genannt Pfaff Holch, kommt in die Wirtsstube, um sich zu wärmen und ein halbes Mäßlein Wein zu trinken. — Bei Jakob Frey gibt der Wirt auch an, daß er in die Wanzenau (ein Dorf nördlich von Straßburg) ziehe, um dort Wirtschaft zu halten.

Kurz angebunden fertigt bei Frey Pfaff Holch den fragenden Wirt ab: „Schmeckt er dir nit, so trag ihn hinaus und ziehe darnach aus, wann du willst.“

Vergleiche: Waldis, Esopus 4, 35 (1558) „Vom jungen Gesellen und einem Wiert“. — Tabourot, Les contes facecieux du sieur Gaulard 1603. — Den roomschen Uylenspiegel 1671. —

Andere Erzählungen mit einem ähnlichen wenig erquicklichen Schlusse sind: Eulenspiegel hist. 69 — Pauli Nr. 373. Nasr-eddins Schwänke übers. v. Camerloher 1857 No. 74.

31. Von einem Stationierer.

Ein Mönch, den man nach dem Brauch der Zeit Stationierer nannte, weil er mit Reliquien umherzog, fand statt des Heiligtumes eines Tages Kohlen vor, welche ihm lose Brüder heimlich zugesteckt haben mußten. Rasch gefaßt meinte der Mönch: „Das sind die Kohlen, mit denen man den heiligen Laurentius verbrannt hat.“ Diese Stationierer sind alle Schelme, die sich nicht entblöden, erdichtetes Zeug vorzubringen.

Diese Schnurre ist entnommen Bocc. Decamerone VI, 10: Frate Cipolla promette a certi contadini di mostrare loro

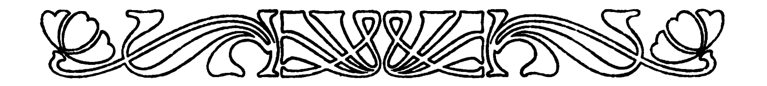
la penna dello agnolo Gabriello, in luogo della quale trovandi carboni, quelli dice esser di quelli che arrostirono San Lorenzo.

Ähnlich lautet die Schnurre in der Zimmerischen Chronik. Der Stationierer Martin Vischer aus dem Kloster St. Bernhard, welcher in Schwaben umherzog und Geld sammelte, zeigte in Meßkirch nach einer bei Saufgelagen verbrachten Nacht als Heiligtum — Heu, welches ihm lose Zech-Gesellen an Stelle des wirklichen Heiligtums in den Mantelsack gesteckt hatten. Es heißt darüber in der Zimmerschen Chronik 2. Aufl. II. Bd. S. 452. „Morgends prediget der Pfaff und nach beschehener Ermahnung zum Volk um ain Almosen, zeucht er das Heu usser dem Wetzger, und wiewohl er erschrack, jedoch erholt er sich wieder, wollts verbössern und spricht, es sei das Heu, das unsers Hergots Esel uf den Palmtag gessen hab. Dess wardt ein groß Gelächter in der Kirchen."

32. Disput eines Juden und Christen.

Mathias von Ulm, kein weiser, doch bibelfester Mann, disputierte mit einem Juden, ob der jüdische oder christliche Glaube besser oder wahrer sei. „Ihr Juden seid nicht bezeichnet mit dem Zeichen der Taufe und ihr werdet am jüngsten Tage gleichwie die unbezeichneten Hunde in einer Stadt von dem Hundeschläger geschlagen werden. „Wir aber als die Gezeichneten werden frei und ledig sein."

„Wo seid ihr denn gezeichnet," erkundigte sich der Jude. „Wir haben das Zeichen der Taufe, welches tief in unserer Seele vorhanden ist." — „Dieses Zeichen der Seele wird man am jüngsten Gericht, da ihr mit dem Leibe gegenwärtig seid, gar nicht sehen können," sagte der Jude und meinte ferner: „Wir Juden aber sind mit der Beschneidung an der Vorhaut gezeichnet." „O du unverschämter Jude, wolltest du wirklich im Angesicht des höchsten Richters bei so viel tausenden von Menschen deine verborgenen Glieder vorzeigen? Geh an den Galgen mit dieser deiner Schamlosigkeit." So glaubte Mathias den Juden abgeführt zu haben.



Zweites Buch.

---

32. Von einem Einäugigen.

Ein Einäugiger bekam ein schon „überstampftes“ Mädchen zum Eheweib und doch hatte er gemeint, es sei eine noch ganz reine Jungfrau. Als er des Handels inne wurde, rupfte er ihr die Missetaten heftig auf, doch die Dirne meinte: „Warum soll ich so gleich ganz und rein sein, während auch du nur ein gutes Auge hast?“ — Da sagte der Mann: „Diesen Schaden habe ich von den Feinden empfangen.“ — „Ich aber habe den meinen von guten Freunden,“ erklärte schlagfertig das Weib.

Vergleiche hierzu Jakob Frey: Gartengesellschaft, „Von einem, der sein Frau stetigs ein hur schalt und was sie ihm darüber zur Antwort gab“, und ferner Jakob Frey: Gartengesellschaft: „Von einem alten wolversuchten, verhurten reutter, welcher auch auf der Bulschaft ein Auge verlohren. — Vergl. Zachariä, Fabeln und Erzählungen 1777, S. 107: „Der alte Reuter und seine Braut.“ — Siehe auch Die Schwänke von Dietrich Mahrold 1608, No. 21: Von einem Treßler zu Wittenberg, der seine Frau stetigs ein Hur schalt, und was sie ihm darüber letzt zur Antwort gab. — Vergl. Pfeiffer, Zeitschrift f. dtsch. Altert. 7, 367 (Altdeutsche Beispiele No. 34). Kirchof, Wendunmut 1, 340. Lundorf, Wissbadisch Wisenbrünlein 1, 156 No. 71 (1610). Freudenberg: Etwas für alle 1732, No. 224. — Le tombeau de la mélancholie 1660 p. 93. — Domenichi, Facetie motti et burle 1581 p. 57. — Nugae venales 1720, S. 46. — Seb. Scheffer, bei Melander, Jocorum atque seriorum centuriae 1603, No. 276. — Lyrum larum lyrissimum 1701, No. 132. — Vademecum für lustige Leute 1, 193, No. 239 (1767).

34. Von einem Fatzmann.

In Zweifalten erzählte mir mal einer im Scherz [1]), der Beischlaf sei keine tödliche Sünde, denn nur Lebende könnten ihn vollziehen. Auch sei dies keine Kapitalsünde, weil es nicht um den Kopf, sondern unten am Bauch geschehe; endlich sei die Sünde nicht diurnale, denn der Beischlaf erfolge meistens bei Nacht.

35. Von einem Boten.

In dem Städtchen Geißlingen war ein Bote eingekehrt; ihm setzte eine ehrbare Frau eigenen Harn auf als guten Rheinwein. Wie er diesen gekostet und den Betrug verstanden hatte, meinte der Bote: „Dieser Wein schmeckt ganz nach der Art des Fasses.“ Wie das Faß also auch der Wein.

Vergl. Poggio Bracciolini, Schwänke und Schnurren.

Romanische Meistererzähler Bd. IV, S. 70, No. 70.

Siehe auch: Anthropophyteia Bd. III. Deutsche Bauernerzählung, No. 39.

Siehe auch Jakob Frey: Gartengesellschaft, Kap. 123, Eine Würtin gab eim Gast Bruntz für Malvasier zu drincken. — Langius: Democritus ridens 1689.

36. Ärztlicher Irrtum.

Die Ärzte haben eine Arzenei, die nennen sie von dem Kraut Satyrion-Stengelwurz-Diasatyrion. Sie soll gut sein, um Lust zur Unlauterkeit zu bringen. Nun lebte da ein alter Scheisser, welcher ein junges Mädel zur Frau genommen hatte, und, um der Braut auf der Geige eins vorspielen und Kurzweil treiben zu können, bat der Mann einen Arzt um diese Arznei. Der Arzt behandelte gleichzeitig einen am Fieber darniederliegenden Jüngling, der laxiert werden sollte. Unser Arzt bereitete beide Arzneien und verwechselte dieselben in dem Geschäftseifer. So bekam der fiebernde Jüngling das Diasatyrion und der alte Mann ein Laxativum.

Kaum hatte der Jüngling die Medizin eingenommen, so begann die Wirkung und die ganze Nacht vexierte ihn der aufstehende Schwanz. Über solche Arznei war der Kranke

---

[1]) „Im Scherz“ sollte dieser Zusatz nicht wie die geistreiche Fassung dieser ganzen Schnurre etwa dafür sprechen, daß der Abt von Zweifalten der geistige Vater dieser Witzworte ist?

unwillig, denn derartige Wirkungen hatte er nicht begehrt. Der Alte hingegen gedachte, als er seine liebe Braut umfangen hatte, mit Hilfe der Arznei wacker zu scherzen. Noch war er im Beginn des Liebesspieles, da beschiß er die Braut und das ganze Bett. Das war das erste Bankett, das er seiner Braut geschenkt hat.

In der Zimmerischen Chronik wird der Schauplatz nach Augsburg in das Jahr 1518 verlegt. Der blamierte Mann, welcher das Weib beschmutzt, ist Herr von Guettenstein.

Die ganze Geschichte wurde Kaiser Maximilian hinterbracht und rief allgemeines Lachen hervor. Siehe Zimmerische Chronik, 2. Aufl., II. Band 259—61.

37. Lächerlicher Spruch eines Schwaben.

Gen Rom zog mit einem Schwaben ein Baier. Als sie eines Morgens im Wirtshaus etliche Eier gegessen hatten und wieder unterwegs waren, sagte der Schwabe zum Baier: „Ich habe den Wirt mit List betrogen.“ — „Womit,“ erkundigte sich der Baier. „Ich habe in einem Ei ein ganzes Hühnlein verschlungen und dafür nichts bezahlt,“ erklärte der Schwabe.

38. Von einem Pfaffen und einem Meßner.

Ein Pfaffe und ein Meßner waren übereingekommen, daß der Meßner an einem hohen Festtag alles Opfergeld an sich nehmen dürfe von den Weibern, bei welchen der Pfaffe schon gelegen hatte. Wenn ein derartig bezeichnetes Weib an den Altar trat, sagte der Pfaffe zum Meßner: „Nimm hin! Verstehest wohl das Opfer!“ Schon waren dem Meßner auf diese Weise viele Gelder zugeflossen, als auch des Meßners Weib dem Altar nahte. Siehe auch bei dieser Frau sagte der Pfaffe: „Nimm hin!“ — Der Meßner meinte: „Es ist mein Weib.“ — Darauf erklärte der Pfaff: „Nimm hin lieber Bruder, denn ich will dich in unserem Pakt nicht betrügen; es stehet dir billig zu.“ Also geschieht den Spöttern, daß auch sie oft zu Spott und Schande werden.

39. Ein Baier frißt Linsen.

In einem Wirtshaus setzte man dem aus Baiern stammenden Gast Linsen vor. Als Liebhaber von Hülsenfrüchten aß der

Baier sich derart voll, daß er nachts in das Bett schiß. Morgens wurde er vom Wirte scharf angefahren. „O Wirt, was hast du mir vorgesetzt," sprach der Baier.

„Linsen," entgegnete der Wirt.

„Jawohl, es sind Linsen gewesen, denn lind leis sind sie von mir geschlichen."

40. Ein Bauer schwängert 'ne Nonne.

Im Jahre 1507 schwängerte ein Bauer nicht weit von Tübingen eine Nonne oder so ich recht gedenke, waren es deren gar zwei. Den Bauer schalt die Mutter sehr ernstlich. Doch der Bauer, sonst ein grober Filz, antwortete weislich: „Mutter, ich tat's ja nach deinen Befehlen. Allzeit lehrtest du mich, wie ich mit frommen und geistlichen Leuten Umgang haben solle, weil der Prophet David spricht: „Mit den Heiligen wirst du heilig. — Also habe ich deinem Geheiß entsprochen und wurde nicht nur ein Mann, sondern ein heiliger Mann!"

Nach Bebel erzählt den Vorfall Jakob Frey in seiner Gartengesellschaft: „Von eins Bauren Sun, der zwo Beginen schwanger macht."

Ferner. Kurtzweilige und lustige Geschicht 1583, S. 542. — D. Mahrold: „Von eines Bawren Sohn, der zu Frankfurt ahn dem Mayn zwo Beginnen oder Nonnen dick und schwanger macht." Bl. 93 b. Bolte macht außerdem auf das Meisterlied des Ambr. Metzgers (1573—1632) „Der Bauersohn und die beiden Nonnen" aufmerksam. Cfr. Bolte: Jakob Frey, Gartengesellschaft Tübingen 1896, S. 193.

41. Vom Edelmannsknecht.

Der Knecht eines Edelmannes mußte auf eine Zeit mit der Herrin in das warme Bad. Nun begab es sich, daß der Frau im Bad Laub von einem Baume zwischen die Beine geraten war. Der Knecht wollte das Laub entfernen, aber darüber erzürnte die Edelfrau gewaltig, weil der Knecht ihre Füße dabei berührte, denn es gibt auf der Welt nichts hoffärtigeres als ein reiches Weib. Die Herrin verklagte den Knecht bei ihrem Ehemann und bekam auch Recht. Später als der Knecht wieder in Gnaden aufgenommen wurde, sprach er zu der Frau: „Wenn ich jemal, liebe Frau, mitten in der Fotze ein Büschlein

Rauten sehen sollte, so werde ich es weder wegtun noch herausziehen."

42. Zwei Söhne eines guten Mannes.

Ich kenne einen Mann, dessen Magd zwei Söhne gebar. Im Scherz sprach da oft und häufig dieser Mann: „Ich habe doch eine sehr treue Magd. Ohne Argwohn hätte sie ja den einen Sohn verbergen und unterdrücken können, aber nein, die ehrliche Dirne hat sie mir alle beide gegeben."

43. Sein Spieß taugt nichts mehr für den Streit.

Zur Winterszeit kam ein junger Geselle zu seinem Liebchen, einer schönen blitzsauberen Maid. Wie er nun zum venerischen Turnier die Lanze ansetzen wollte, da wollte sein Glied nicht. Nichts konnte der Geselle ausrichten und so schämte er sich dessen gewaltig. Das bemerkte unsere seelengute Dirn und teilnahmevoll meinte sie: „Laß dich doch das nicht kümmern! Die Kälte ist schuld daran." „Nein wahrhaftig nicht," versetzte eilig der Bursche, „solches hat mir mein Geselle mehr denn einmal getan, sogar im Sommer, wann der Tag am heißesten ist."

Vergleiche dazu: Brantôme: Das Leben der galanten Damen, ed: Willy Alexander Kastner, II. Auflage, Seite 3/4.

44. Von einem Edelmann.

Mir erzählte gelegentlich ein Edelmann, er sei im ersten Jahre seines Verheiratung mit dem Schwiegervater mal nach Speier zum Bischof geritten. Wegen Mangel an verfügbaren Betten[1]) mußten beide Herrn beieinander schlafen. In der Nacht griff nun der junge Verheiratete nach dem Schwiegervater in der Meinung, es wäre sein eigenes junges Weib. Der Angegriffene begann da aber laut zu rufen: „Ich bitte dich, höre auf und laß das unterwegs, lieber Tochtermann. Ich habe dir darum meine Tochter gegeben, damit ich vor dir sicher sei."

---

[1]) Diese Schnurre gehört mit zu den verbreitetsten. Stets ist der Mangel an Betten die causa efficiens. Wenn man das als schlechte Erfindung anzugeben beliebte, so bedachten jene Äußerer nicht, daß mittelalterliche Betten Prunkstücke waren.

45. Warum der Sohn dem Vater nachfolgt, die Tochter aber der Mutter vorgehe.

Wenn man unsere Weiber fragt, was die Ursache sei, daß die Söhne den Vätern folgen, die Töchter aber den Müttern vorgehen, so antworten sie weder falsch noch unschicklich: „Die Tochter geht vor der Mutter, damit die Mutter sicher und gewiß ist, daß das ihr Kind sei. Der Sohn folgt aber hinter dem Vater, daß dieser dem Sohne rücklings zeige und andeute, daß jener sein Sohn sei. Dieweil er etwa möchte durch das Weib betrogen werden, darum muß der Sohn folgen und nicht vorweg gehen wie die Töchter. Denn gewisse Dinge stellt man gewöhnlich vor die Augen, die ungewissen aber sieht man meistenteils rücklings und von hinten an."

Es war Brauch des Altertumes, daß in öffentlichem, feierlichen Gang die Frauen voraustraten, die Männer nachfolgten und wiederum, daß die Töchter der Mutter voraus, die Söhne aber dem Vater nachgingen. Auf allen alten Kirchen und Jahrtagsstiftunggemälden sieht man die Töchter vorausgehen. Nach Lang (Chr. J. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer Bd. I, 4. Auflage, Seite 566) geschah es aus Sittsamkeit, damit die Mutter die Tochter im Auge habe; die Söhne waren aber schon Knechte, Knappen des Vaters.

46. Ein Minoritenmönch schwängerte eine Klosterfrau.

In ein Frauenkloster kam ein Minorit und wurde da sehr wohl von den Nönnchen gehalten. Aus Dankbarkeit predigte er denselben über den Glauben und die Lehre Christi. Für die schönen Ansprachen zeigten sich die Klosterfrauen wiederum erkenntlich und um dem Prediger einen Beweis der Ehrung zu geben, führten sie den Mönch in ihr Schlafhaus. Wie es nun mitten in der Nacht war, fing der Bruder mit lauter Stimme zu schreien und zu rufen an: „Ich tue es nicht! Ich tue es nicht! Ich tue es nicht!" Durch das Geschrei wurden die Nonnen wach, sie liefen herzu, trösteten den Bruder und fragten: „Warum weinet und schreiet Ihr?" Da antwortete er: „Eine Stimme kam von dem Himmel her, die bekundete, ich solle eine der jungen Schwestern umhalsen, darauf werde sie von mir einen Bischof empfangen und gebären. Das will ich aber nicht tun."

Wie das die Schwestern vernahmen, führten sie ihm eine

jüngere Nonne zu. Als diese den Bruder aber sah, fing sie an, sich zu widern und ging zurück. „Schau Liebe," sagten da die anderen Nonnen, „wenn man von uns das begehren sollte, so würden wir willig sein!" Nach solchen Ermahnungen ergab sich die anfangs zaudernde der göttlichen Stimme und empfing von dem Mönche. Als die Zeit gekommen war, schenkte sie einer Tochter das Leben.

Als man nun den Bruder schalt und ihn die Sache entgelten ließ, sagte er: „Sie hat nit wollen willig sein, hat dem göttlichen Willen widerstrebt, darum hat sie zur Pein und Strafe eine Tochter geboren!"

47. Der allergrößte Sünder.

Ein Pfaffe, welcher einen Ärgernis erregenden Lebenswandel führte und später auch zu ewigem Gefängnis verurteilt wurde, kam zu einem kranken Manne. Diesem salbte er mit dem Krankenöl die Glieder, mit welchen der Kranke gesündigt hatte. Schließlich fing der Pfaffe an auch des Mannes Scham zu salben. Da begann der Leidende zu sprechen: „Wenn man all die Glieder salben soll, welche gesündigt haben, dann lieber Herr salbet hier nur ja viel Öl hinein. Unter meinen sämtlichen Gliedern ist dieses der allergrößte Sünder."

48. Mönchspredigt.

Ich hörte einen Mönch vom Orden der Observanten einmal wider die Kleiderpracht eifern und wettern. Die heftige Aussprache gegen den Kleiderüberfluß lautete: „Die Buhler in unserer Stadt strecken ihre Lätze soweit aus den Hosen hervor und verwickeln und verstopfen's mit so viel Tüchlein, daß die Metzen wähnen, es seien Zumpen. Nein, es sind keine Zumpen, sondern nur Lumpen."

49. Ein Pfaffe will seinen längsten Teil wider die Weiber brauchen.

In der Einleitung zu der Predigt sagte ein Priester, er habe drei Partikel — er meinte eine in drei Teile geteilte Predigt — und mit dem längsten, größten und meisten wolle er die Weiber einmal antasten und ihnen wie man sagt den Text wohl lesen. Als solche Worte ein Bauer vernahm, sprach

dieser zu seinem Weibe: „Gehe mit mir hinaus, meine liebe Greta; den Teufel soll er mit seinen Partikeln anrühren, aber dich darf er mit Gottes Willen nicht anstoßen."

50. Von einem Sterbenden.

Es war einer dem Tode nahe, der fragte seinen die Nachtwache haltenden Freund: „Meinst du auch, daß ich sterben werde?" — Da antwortete dieser: „Bekenne dich, erforsche dein Gewissen, damit du Gott Rechenschaft abgeben kannst, denn lange lebst du nicht mehr." Daraufhin sagte der Kranke: „Bring mir mein Niederkleid." — „Wozu denn das?" — „Ach weißt du, wenn ich sterbe, möchte ich meinen Hintern bedecken, damit die Würmer mir nicht hineinschlüpfen."

51. Ähnlichkeit zwischen Weib und Hund.

Unsere vergleichen Weib und Hund also, daß sie sagen: wie die Hund seichen, wann es ihnen gefällt, also weinen die Weiber, wenn sie wollen. Wie dann Juvenalis in der Satire 6 und Ovid, der Poet, sagen:

Weibs Augen sind dahin gestellt,
Daß sie weinen wann's ihnen gefällt.
Drum dich das nit bewegen soll,
Denn es Trug ist und Listes voll.

52. Ein lustiger Koch.

Wendelin Steinbach, ein trefflicher Theologe und „die Zeit oberster Befehlstrager der Schule zu Tübingen", hatte einen Koch namens Wilhelm, ein zu allen Schwänken aufgelegter Mensch, der selten nüchtern war.

Neulich sagte er zu einem Jungen: „Weißt du die Ursach, warum dein Hintere einen solch schändlichen Geschmack hat?" Der gute und züchtige Junge schwieg fein still, doch da nahm der Koch abermals das Wort: „Ich will es dir sagen; Die Hebamme hat diesen Ort nicht genügend abgewaschen." Rasch und unbedacht versetzte jetzt aber der Bursche: „Höre auf, also zu wähnen, denn die Luft desselben Landes ist so vergiftet und so stinkend, gleichfalls auch der Wind, welcher an diesem Orte durchgeht, und keineswegs der Ort an und für sich."

53. Priester und Teufel zanken sich.

Ein ungelehrter, grober Pfaffe wollte von einem besessenen Menschen den Teufel austreiben und sagte: „Du böser Geist, komm heraus.“ Da antwortete der Teufel: „Nolo, ich will nicht.“ „Quare nollis, warum willst du nicht?“ fragte der Priester. „Quia rumplas in Grammatica, denn du fehlest in der Grammatik,“ kritisierte der Teufel; der Priester hingegen sprach:

„Bonam est latinum
Dum te fugabo ad latrinam.“
„Ein gut Latein mußt du lon gehn daraus,
Wann ich dich hinjag biss ins Scheisshaus.“

Da antwortete der Teufel: „Welch' grober und ungelehrter Teufel wird das sein müssen, dem du eine Seele nehmen sollst. Jeglicher so dir seine Seele befehlen wird, muß mindestens einmal in der Woche ein Augenmerk auf sie haben.“

Daher kommt das alte Sprichwort, mit welchem man die ungeschlachten Pfaffen verspottet: „Es müßte ein heilloser Teufel sein, dem du eine Seele entführst.“

54. Gestörtes Passionsspiel.

In einem Städtchen spielte man die Leidengeschichte Christi. Ein kräftiger Bursche wurde bloß und nackend als Christusdarsteller an das Kreuz gehängt. Wie der nun eine Weile am Kreuz hing und hinabsah, erblickte er unten ein hübsches Mädel, das er innig lieb hatte. Andächtig, holdselig spielte die Dirne Maria Magdalena und reizte mit ihrer formvollendeten Gestalt den Christusdarsteller in solcher Weise, daß diesem der „Knecht“ aufstand und alle herumstehenden Menschen den Vorfall mit ansahen. Die Sache wurde immer ärger und ärger, so daß man das Mädel hinwegführen mußte. Auf diese Weise wurde der Argwohn, den viele der Anwesenden hatten, nachdrücklich bestärkt und bestätigt.

Vergl. Anthr. I, No. 86. Der Banater im Tingl-Tangl, Seite 96.

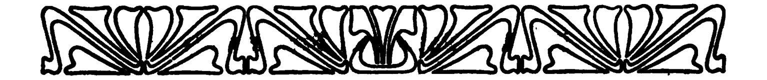
55. Eines guten Gesellen guter Schwank.

Ein schwäbisches Sprichwort besagt: Ist an Sankt Johannestag das Wetter schön und heiter, so geraten die Hasel-

nüsse wohl. Als das im letzten Jahre auch der Fall war und ein Mann schrie, die Haselnüsse würden in Hülle und Fülle wachsen, da antwortete einer und sagte: „Darum werden die Fotzen teuer werden.“ — „Warum meinst du das?“ — „Weil viele Mädchen schwanger werden, Denn viele junge Gesellen gehen mit vielen jungen Mägdlein in den Wald oder kommen darin zusammen. Daselbst pflegen dieselben der Liebe und des Fotzenspieles.“

Ähnlich: Poggio Bracciolini, Romanische Meistererzähler, IV. Band, No. 146 „Im Mai haben die Frauen die größte Arbeit“. Vergleiche dazu auch die Nachweise.

D. Mahrold 1608, No. 85. — Hulsbusch, 1568 p. 133. — Agricola, Sprichwörter, 1529, No. 159. — Pauli, Schimpf und Ernst 1545, Bl. 36 a. — Kirchhof, Wendunmut 1, 69. — Melander, Jocoseria 1631, p. 307 u. 117. — Comptes du monde adventureux, 1555, No. 3. — Fischart, Geschichtsklitterung. — Schertz mit der Warheyt 1550, Bl. 40 a.



Drittes Buch.

---

56. Wie eine Klosterfrau beichtete.

Als eine Klosterfrau einem Priester beichtete, sagte sie auch, sie habe sich bisweilen mit einer fremden Guggel bedeckt. „Das schadet nichts," meinte der Priester, „was ist aber darunter verborgen gewesen?" — „Ein Mönch," sagte die Klosterfrau. „Hüte dich fortan vor diesen Kleidern," sagte der Priester, „auf daß du nicht verletzt werdest; denn allerlei Unflat liegt unter diesem kleinen Mäntelein". Da meinte die Nonne: „Ein Mohr macht einen anderen nicht schwarz." Da ward der Priester zornig und fuhr auf: „Ei so bleib eine Hure wie vordem." — „Werfet aber nur den ersten Stein nicht auf mich," ließ sich die Nonne rasch noch hören.

57. Drei Klosterfrauen beichten.

Drei Klosterfrauen beichteten einem Priester. „Ich hab ein fremdes Messer in meine Scheide gesteckt," gestand eine. Der Priester verstand das nicht, erwog auch den Sinn nicht weiter, da ja Weiber in ihrem Aberglauben häufig die geringfügigsten Dinge für Todsünden ansehen. Die zweite Nonne sagte, sie habe zwei Messer in ihre Scheide gesteckt. Auch dieses Geständnis beachtete der Beichtvater nicht. Die dritte Klosterfrau meinte, sie habe drei Messer eingesteckt. „Was schadet das," fragte etwas erstaunt der Priester. Jetzt mußte die Nonne deutlicher werden und erklären, sie habe sich von einem Manne herumrollen und putzen lassen. Jetzt ging dem Beichtvater das Verständnis auf. Rasch lief er den beiden Sünderinnen nach und rief: „Hört! Ihr schelmischen Huren, Ihr seid nicht absolviert, da Ihr nicht aufrichtig beichtet. Penis et cultellus non sunt idem."

58. Eine Fabel von Brassicani.[1])

Ein Schuster hatte sein Weib im Verdacht es möchte wohl eine Buhlerin sein. Nun machte er sich eines Tages mal auf, gleich als ob er auf den Jahrmarkt wolle. So band er allerlei Schuhe zusammen und zog hinweg. Als er vor das Dorf gekommen war und ein Kirchlein erreicht hatte, warf er das Bündel Schuhe von den Achseln, löste das umhüllende Tuch, brachte die Schuhe in dem Kirchlein in Sicherheit und füllte endlich das Tuch mit Steinen. So ging der Schuster wiederum heimwärts, doch derart, daß kein Mensch sah, wie er in das Haus hineintrat. — Des Schusters Weib rief den Schultheiß, um mit diesem in Abwesenheit ihres Mannes zu scherzen. Der Schultheiß kam aber nicht sogleich, so daß die Frau wütend wurde. Kaum langte der Ersehnte endlich an und hatte den Fuß auf die erste Staffel gesetzt, da lief ihm die Buhlerin entgegen und fuhr ihn an: „Warum bleibst du solange aus?" — „Ich habe zuerst noch müssen einen Acker mit Gerste ansäen." — „Alles Unglück wünsche ich deiner Gerste," schimpfte das Weib, und um anzudeuten wie wenig Gedeihen der Gerste zu wünschen sei, hob die Frau ihre Kleider bis zum Nabel in die Höhe und sagte: „Wolle Gott, daß in Euerem Acker nit weniger Gerstenkörner wachsen, denn da sind der Härlein an meiner Klumpsen, wie Ihr es hier sehet." Jetzt zog der Schultheiß seinen Gesellen aus dem Latz hervor, und der war bloß und von einer ziemlichen Länge: „Nicht kleinere Ähren sollen darinnen aufwachsen, denn da ist dieser mein Stengel, den du auch siehest," meinte der Schultheiß. Wie all das der geprellte Schuster hörte, welcher unter den Latten verborgen lag, nahm er etliche seiner Steine, warf dieselben hinab und schrie: „Nicht mit weniger Blitz, Donner und Hagel, als diese meine Steine sind, wolle Gott den Acker auch verwüsten und verderben."

---

[1]) Johann Brassikan war ein Freund von Bebel. Melanchthon schätzte diesen Freund Bebels besonders hoch. Als Lehrer am akademischen Pädagogium zu Tübingen gab Brassikan 1513 eine Grammatik heraus, deren erste Auflage in Straßburg und deren zweite Ausgabe in Hagenau 1518 erschien. In dieser zweiten Auflage veröffentlichte Brassikan in der Vorrede unter der Überschrift „Joannis Brassicani ad externarum nationum eruditissimos epistola" eine Lobrede auf das Pädagogium in Tübingen.

59. Fabel von einem Meßner.

Ein Meßner namens Allewelt hatte eine zeitlang in einem Frauenkloster gedient. Mit einem Male kam ihn die Geilheit des Fleisches an. So nahm er denn ein Rohr, redete bei einem Ofen durch dasselbe mit Schrecken erregender Stimme wie ein Geist: „O ihr Töchter, höret das Wort Gottes!" — Voller Schrecken vernahmen die Schwestern diese Geisterstimme und getrauten sich nicht zu antworten. In der dritten Nacht, in welcher sich die Stimme wieder vernehmen ließ, fielen die Schwestern ehrfurchtsvoll auf die Knie, denn sie meinten, es sei ein Engel Gottes, der da spreche. Sie faßten ein Herz und fragten: O du Engel Gottes, künde uns den Willen des Herrn." — „Das ist der Wille des Herrn, daß Allewelt bei euch schlafe," rief der Meßner durch das Rohr. Wie die Schwestern das hörten, wurden sie stutzig, denn niemand wußte, was das bedeuten solle. Sich allen Menschen zu unterwerfen, das konnte ein Engel unmöglich verlangen. Sie beratschlagten lange hin und her und legten endlich das Gebot und den Willen des Engels dahin aus, daß der Meßner, der Allewelt hieß, sich ihres Beischlafes und Willens bedienen solle. Vielleicht sollte aus der Klostermitte ein Bischof oder gar der Papst geboren werden.

Allewelt, der Meßner, wurde also gerufen und dann in eine Kammer eingeschlossen. Zuerst ging die Oberin in die Kammer, um der Stimme des Engels zu gehorsamen. Beim Heraustreten sang die Oberin: Laetata sum in his, quae dicta sunt mihi, d. h. ich hab mich erfreuet in den Dingen, welche mir gesagt worden. Darauf ging die zweite Vorsteherin hinein, um dem Willen des Engels Genüge zu leisten. Wie diese herauskam und zugleich wie die erste Schwester Sündenvergebung erlangt hatte, sagte sie: Te deum laudamus, mit lieblicher Stimme. Die dritte sang beim Herauskommen: Laetabitur iustus in Domino, d. h. der Gerechte wird sich freuen im Herrn. Die vierte sang: Gaudeamus omnes, das ist, wir sollen uns alle erfreuen. Dem Meßner wurde die Sache aber zu toll und als er beinahe seine Kraft erschöpft, lief er zur Türe hinaus und heulte grausam: Mihi autem nimis, d. h. mir aber ist's zuviel. Die anderen Nonnen schrien und riefen dem Meßner nach und klagten: „Wer wird uns des Ablasses teilhaftig machen?"

60. Wunderliche Tauferei.

Ein Pfaffe sollte ein Kindlein taufen. Im Zeremonienbuch fand er geschrieben: Salta per tria (d. h. blättere drei Seiten weiter). Der Pfaffe verstand den Satz nicht recht und tat dreimal vorne bei dem Taufstein springen.

„Herr," sagten die Bauern, „was tuet Ihr da? Wir haben also nie taufen gesehen." Der Pfaffe versetzte „Es ist gut". Die Anderen verstanden die Worte nicht. Nun las der Taufende weiter: Immerge intus, das verstand er dahin, er müsse in den Taufstein scheißen — denn immergere und merdare stimmen mit den Silben und nach gemeinem Hall schier ein wenig zusammen. Immergere besagt aber eintauchen, während scheißen merdare heißt. Der Pfaffe wollte aber nicht vor den Bauern in den Taufstein cacare und so hieß er die Leute einen Augenblick die Kirche verlassen. Dann zog er rasch die Hosen hinab und schiß in den Taufstein. Das sah aber trotzdem ein Bauer durch eine Klumpfen der Kirchtüre und rief dem Pfaffen zu: „Der Teufel laß seine Kinder in diesem Taufstein taufen, ich will's nicht tuen." Mit diesen Worten zog er ab und trug das Kind ungetauft heim.

61. Rechte Toren.

Ein treuer Liebhaber seiner Buhlerin.
Ein frommer Spieler.
Ein barmherziger Landsknecht.

62. Vom Mägdlein, dessen Jungfrauschaft verloren war.

Es beichtete einst ein Mägdlein und bekannte, wie es auch die Jungfernschaft verloren habe. Darüber wurde der Beichtvater gewaltig böse, schimpfte und wetterte und verglich damit andererseits die herrliche Krönung der Jungfrauschaft im Himmel. Er machte ein langes und breites daher, erzählte viel von der edlen Burg der Jungfrauschaft und warum es sich dieses edle treffliche Schloß so leicht habe aufschließen lassen. Das beichtende Mädchen wurde ganz ungeduldig und meinte: „Glaubet nicht, ehrwürdiger Beichtvater, daß es ein gar so festes Schloß gewesen ist! Ein jeder Bauernknecht im Dorf konnte es ja aufschließen und es haben's auch ihrer nicht wenig aufgeschlossen."

63. Warum die Flöhe die Weiber mehr peinigen als die Männer.

Ein Schuster in der Reichenau, ein wunderlicher Dichter vieler guten Schwänke, sprach mal zu etlichen Edelfrauen: „Saget mir doch bitte die Ursache, warum eigentlich die Flöhe die Weiber mehr und besser anfallen, beißen und peinigen als die Männer?“ Darüber konnten die edlen Frauen keine Auskunft geben, aber sie hielten inständig an, er möge es doch bitte sagen und drangen solange auf den Schuster ein, bis er seine Bereitwilligkeit erklärte. „Gut denn, höret die Ursache! Sobald die Flöhe der Speise satt sind, haben sie bei den Weibern nachts dabei den Fluß und finden Wasser genug darin, um den Durst löschen zu können.“ Daraufhin meinte eine der Edelfrauen: „Höret, ich habe es nie empfunden, daß die Flöhe dahin gehen, um sich zu wässern.“ — „Ja,“ antwortete der Schuhmacher, „solches geschieht darum, daß sie nicht haufenweise dahinziehen.“

64. Von einem der gehängt werden sollte.

Als ein Missetäter am Galgen baumeln sollte, kamen etliche geistliche Schwestern, um den armen Sünder zu trösten. „Ja, wer seid ihr denn eigentlich?“ fragte der Missetäter. „Wir sind Töchter Gottes,“ antworteten die Gefragten. „Na, so kommet näher her zu mir, wir wollen eine Heirat feiern,“ meinte aber mit viel unzüchtigeren Worten der Delinquent, „weil wir solch einen reichen Schwiegervater haben.“

65. Einer hatte eine Klosterfrau beschlafen.

Einer beichtete, er habe eine Klosterfrau fleischlich erkannt. Der Priester wollte diesen Sünder von der schändlichen Liebe mit eindringlichen Ermahnungen abbringen und sagte unter anderen Dingen: „Die Klosterfrauen sind tot für die Welt, sie sind der Welt abgestorben und sollen allein Gott ergeben sein und ihm dienen.“ „Herr,“ sprach da der Beichtende, „es ist dem nicht also, denn sie hat sich unter mir derart geübt, bewegt und gehoben, daß sie einer lebendigen Person völlig und gänzlich gleichkam. Außerdem dienen sie nicht allein Gott sondern zuweilen und besonders an den hochzeitlichen Tagen auch den Menschen und unterwerfen sich deren Dienstbarkeit.“

66. Die Arglist der Weiber.

Eine Frau liebte einen Jüngling, konnte indessen ohne Aufsehen zu erregen, mit ihm nicht zusammenkommen und durfte aus dem gleichen Grunde den jungen Mann auch nicht ansprechen. Als findiger Weiberkopf wußte aber die Liebergühte einen Ausweg listigster Art. Die Frau beichtete einem Mönche, der des Jünglings nächster Nachbar war, indem sie sagte: „Lieber Herr und Vater, Ihr habet an diesem jungen Gesellen (hier nannte sie den Namen) einen merkwürdigen Nachbar. Er gehet vor meinem Hause auf und ab, schaut mir stets auffällig nach und wird mich mit derartigen Absonderlichkeiten noch in ein böses Geschrei bringen. Untersaget doch, lieber Beichtvater, diesem jungen Manne, mir so nachzustellen.“ Der ahnunglose Mönch verhieß der Listigen, welche den Jüngling nur zur Liebe entflammen wollte, bei dem jungen Manne vorstellig zu werden. Der Jüngling war sich keiner Schuld bewußt und merkte den Betrug und die Weiberlist, ohne indessen den Willen der Frau zu erfüllen. Als das Weib sah, daß es nicht an das Ziel seiner geschlechtlichen Wünsche komme, ließ es einen mit Gold besetzten prächtigen Frauengürtel herstellen und ging damit nebst anderen schönen Zierstücken für Weiber ganz aufgeregt zu dem Mönche und beklagte sich, der Jüngling habe solche Kostbarkeiten geschickt, die man nicht annehmen könne. Die Listige bat den Mönch, er solle die Sachen dem Jüngling selber zurückbringen. Das tat denn auch der Mönch und brachte mit großem Unwillen und Grimm dem verblüfften jungen Mann die wertvollen Gegenstände. Auch jetzt mußte die Liebegirrende umsonst warten. Nicht lange hernach als des Weibes Gatte über Land gereist war, kam die Frau abermals zu dem Mönche und klagte, der Jüngling sei zwei Nächte vorher an einem Baum emporgeklettert und in das Schlafgemach eingestiegen. Der Mönch war überaus erzürnt und schalt den Jüngling kräftig aus, doch der Jüngling wußte nun, daß er bei der Frau gut ankommen werde, darum schlich er sich zu ihr und verbrachte frohe Stunden. So ward in Summa der Mönch Ursache dieser zusammengefügten Liebe.

Aus Boccacio. Vergl. Dr. M. Landau, Die Quellen d. Decamerone. 2. Aufl.: Der Beichtvater als Postillon d'amour, Seite 127.

Vergleiche: Barbazan I. 229. Legrand III. 232, Du che-

valier qui fist sa fame confesse. — Vergl.: G. Papanti im Catalogo dei novellatori in prosa (Livorno 1871, No. 28).

67. Vom kinderreichen Pfaffen.

Etliche Pfaffen waren beim Pfarrherrn in Blaubeuren zu Gast geladen. Der Tisch war mit Bechern und Trinkgeschirren aller Art besetzt, und die Pfäfflein begannen gegenseitig ihre große Armut aufzurupfen. „Warum hast nicht auch du solche und soviele Trinkgeschirre," wurde einer der ärmsten Pfaffen gefragt. Dieser antwortete im Zorn: „Wenn ich soviele Becher als Kinder hätte, würde ich ihrer wohl acht haben." So gab er der Wahrheit selber Raum.

68. Sonderliche Predigt.

Ein Priester predigte und erwähnte, Adam habe anfangs den Apfel nicht essen wollen. Doch Eva sei unwillig geworden und habe gedroht: „Iß von dem Apfel oder ich laufe dir weg und gehe in das schändlichste Hurenhaus."

69. Bauer und Arzt.

Ein schlichter einfältiger Bauer kam mit dem Harn zu einem Arzte. „Von wannen kommt er?" erkundigte sich der gewissenhafte Arzt; doch der ungeschlachte Bauer meinte verschmitzt: „Herr Doktor, Ihr werdet es am Harn wohl finden."

70. Vom kranken Bauer.

Es wurde ein Bauer von demselben Leiden auf das Krankenlager geworfen, an welchem sein Weib und alle seine Kinder gestorben waren. Die Nachbarn und Freunde redeten ihm zu, er möge die Sterbesakramente empfangen und seine Sache wohl bestellen. Das schlug der Kranke ab und sagte: „Mein Weib und meine Kinder haben sich daran den Tod gegessen, das will ich nicht nachmachen."

71. Eine einfältige Pfaffenantwort.

In Konstanz war einer, der in den geistlichen Stand eintreten wollte. Die Examinatoren fragten ihn, ob er denn

auch ehelich geboren sei. Der angehende Pfaffe glaubte, man erkundige sich nach seinem Vaterlande und antwortete: „Ich bin nicht von Legitimo thoro (also nicht ehelich) sondern von Smicha."

72. Von einer Hure.

Ich hörte gelegentlich, wie sich zwei Weiber herumstritten und dabei schimpfte eine die andere: „Du bist ja eine Hure!" „Es ist wahr," entgegnete die also Beschimpfte, „aber du wärest gerne meines Standes und Wesens. So bist du aber derart ungestaltet, daß dich kein Mann darum bitten will."

Vergleiche dazu Jakob Frey: Gartengesellschaft; von zwei bösen zanksüchtigen Weibern. — Kirchhof, Wendunmut 1, 375 (1563). 7, 162. — Lindener, Katzipori. — Adelphus, Margarita facetiarum 1508. — Frischlin, Facetiae 1600, p. 7. — Melander, Jocoseria 2, Nr. 131.

73. Kurze Predigt.

Ein Pfaffe sollte seinen Bauern predigen. Wie er nun auf den Predigtstuhl hinaufkam, begann er: „Es grüßet euch Lukas, der Arzt, wie es denn die heilige Schrift innehalt." Darnach stockte er und wußte nicht weiter. Nun erhob sich der vornehmste Bauer der Gemeinde und sprach: „Wir sagen dem Arzt Dank, und wenn Ihr etwa wieder zu ihm kommet, so entbietet ihm in unser aller Namen freundlichen Gruß."

74. Welche Dinge sind nichts nützend.

Eine polnische Brücke, ein böhmischer Mönch, eine schwäbische Nonne, ein österreichischer Kriegsmann, Andacht der Welschen, Fasten der Deutschen. All diese Stück der Erde sind keine Bohne wert.

75. Was gilt bei den Deutschen als Freude.

Willst du einen ganzen Tag fröhlich sein, so gehe in das Bad. Nach dem Bad zechen die Leute und werden fröhlich.

Willst du eine ganze Woche fröhlich sein? Laß dir die Ader.

Willst du einen ganzen Monat fröhlich sein? Schlachte ein Schwein, so hast du Wurst und Braten auf lange Zeit.

Willst du ein ganzes Jahr fröhlich sein? Nimm ein Weib. — Manche sagen zwar, die Reue komme vor Ablauf eines Jahres.

Vergleiche hierzu Anthropophyteia, Band III, Seite 132. Spruch der Israeliten.

76. Unnützes Hausgesind.

Eine Henne, die keine Eier legt. Ein Schwein, das nicht ferkelt. Eine Kuh, die keine Milch gibt. Eine Tochter, die nachts aus dem Haus läuft. Ein Sohn, der ein Spieler ist. Ein Weib, das heimlich vertut, was der Mann gewinnt. Eine schwangere Magd.

77. Ungewöhnliche Dinge.

Ein Mägdlein ohne Lieb,
Jahrmarkt ohne Dieb.
Ein alter Jud ohne Reichtum.
Ein alter Stadel ohne Mäus.
Ein alter Pelz ohne Läus.
Ein alter Bock nicht im Bart greiß.
Eine alte Nonne ohne Geistlichkeit.

78. Drei Dinge sind widerwärtig.

Die Katze mit der Maus,
Zwei Hähne in einem Haus,
Zweier Männer Schwestern
Die bleiben selten ohne Zank und Hader.

79. Drei Dinge mißfallen Gott.

Hoffärtige Arme. Reiche Lügner. Alte Buhler.

80. Vier Dinge bleiben nicht verborgen.

Die Liebe. Der Husten. Das Feuer. Der Schmerz.

Vier Dinge begehren die Weiber.

Geliebt zu werden von schönen Gesellen. Viele Kinder zu gebären. Sich köstlich kleiden. Herrschen im Hause.

81. Von einem schamlosen Mägdlein.

In meinem Vaterlande lebte ein nicht gut beleumdetes Mägdlein. Einmal hatte dessen Vater zu Ehingen auf dem Markte ein Schwein gekauft, welches das Mädchen heimtreiben mußte. Der Rückweg führte durch einen Wald in welchem es einen jungen Gesellen antraf. Der junge Geselle mochte Gefallen an der drallen Dirne gefunden haben, denn er sprach sie an, sie möge doch eine kleine Weile niedersitzen und mit ihm rasten. — Das übrige versteht man ja wohl. — Das Mädel zeigte sich anfangs spröde in der Hoffnung, der Jüngling werde rasch ungestümer werden. Umsonst, man kam schon gegen den Endteil des Waldes, ohne daß der Jüngling ein Wort verloren hätte, und das Mädel merkte, wie der junge Geselle ganz und gar von seinem Begehren abkam. Beherzt meinte es darum schließlich: „Lieber Buhle, daß ich noch deiner vorigen Rede gedenke, wenn ich dir zu Willen sein möchte, wo sollte ich denn inzwischen mein Schwein anbinden?“ Dieser Spruch ist viele Jahre in meiner Heimat als Sprichwort üblich gewesen.

Vergl. Anth. I. Nr. 153, S. 187.

82. Abermals von einem Mädel.

Es beichtete ein junges Mägdlein, mit Männern auf dem Heu gewesen zu sein. „Was hast du denn daselbst getan?“ fragte der wißbegierige Beichtvater, worauf das Mädel gleichsam verspottend erwiderte: „Pfuh! Wisset Ihr nicht, Herr, was die jungen Gesellen mit den Mädels auf dem Heu ausrichten?“

Vergleiche: Anthropophyteia, Bd. II, No. 380, S. 272/73.

83. Wie muß das schöne Weib sein.

Das Weib ist mit allen Gaben der Natur und der Gestalt gezieret, welches ein Köpfchen hat aus Prag, die Brust aus Österreich, den Bauch aus Frankreich, den Rücken aus Brabant, weiße Beine und Hände von Köln, die Füße vom Rhein, das Büschlein aus dem Baierland, Arschbacken aus dem Schwabenland. Hat ein Weib all diese Eigenschaften, so wird es als vollkommen schön zu erachten sein. — Auch jenes Weib wird indessen gänzlich vollkommen sein, welches drei harte, drei weiche, drei kurze, drei lange, drei schwarze, drei weiße, drei rote hat.

Die harten sind die zwei Brüste und der Arsch.
Die weichen sind die zwei Hände und der Bauch.
Die kurzen sind die Nase und die zwei Füße.
Die langen sind die Finger und die zwei Seiten.
Die schwarzen sind die Augen und das Fötzlein.
Die roten sind die Wangen und der Mund.
Die weißen sind die Beine und der Nacken.

Vergl. Krauss, Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit S. 30. Der Wunschzettel eines Schönheitsverehrers enthält folgendes Begehren:

„Eine schöne Jungfrau, davon ich sag',
Die soll haben ein Haupt von Prag,[1]
Zwei Äuglein klar aus Frankreich,[2]
Ein Mündlein rot aus Österreich,[3]
Von Köln zwei schneeweiße Händen,[4]
Von Brabant zwei schmale Lenden,[5]
Zwei Brüstlein rund aus Niederland,[6]
Zwei Füßlein schmal aus Engelland,[7]
Aus Hispanien ein schön weiß Bäuchelein,[8]
Aus Flandern zwei dralle Ärmelein,[9]
Ein rund Arschelein aus Schwaben,[10]
Welch' Jungfrau dies hat, ist wert aller Gaben.

Vergleiche über die „Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit", Dr. Max Bartels in der Zeitschrift für Ethnologie, S. 674, Berlin 1903.

Siehe auch Anthropophyteia Bd. I, No. 110. Bei den daselbst aufgezählten Eigenheiten eines schönen Mädchen spielt die Zahl drei eine große Rolle. Vergleiche dazu: Brantôme, Das Leben der galanten Damen von Willy Alexander Kastner, Leipzig 1904, II. Auflage Seite 177.

---

[1]) Also wie bei Bebel:
[2]) Jedenfalls ist die Lebhaftigkeit gemeint.
[3]) Rot, weil schwellend, lustverlangend.
[4]) Die Hände Kölnischer Jungfrauen werden viel gelobt.
[5]) Bei Bebel wird eine feine Rückenzeichnung begehrt.
[6]) Österreichische Niederlande.
[7]) Englischen Füßen sagt die Anthropologie große Breite zu.
[8]) Diese Forderung wird bei dem gelblichen Teint der Spanier sonst meist auf nordische Mädchen bezogen.
[9]) Flandrische Ärme waren das Ideal mancher lebensfroher Maler.
[10]) Wie bei Bebel.

84. Wie man leben soll.

So du gesund leben willst, laß dir einmal im Jahre die Ader, monatlich bade einmal, einmal wöchentlich übe den Beischlaf aus,[1]) iß und trink am Tag zweimal, bei Nacht schlafe ruhig und lang.

85. Von den Bettlern.

Im Gespräch hieß es 'mal, die Bettler hätten die meisten Kinder. Da äußerte einer der Anwesenden: Die Bettler legen sich ohne Sorgen und mit guter Sicherheit zusammen. Sie wissen ja, daß sie nicht selber die kommenden Kinder aufzuziehen brauchen, sondern wir müssen das tuen. Sie machen die Kinder und wir müssen sie mit unseren Almosen aufziehen."

86. Von der einfältigen Braut.

Ein Bauer hatte einem Landwirt seine Tochter zur Frau gegeben. Als nun der junge Ehemann in der Brautnacht seinem Weibchen das Band der Liebe aufringeln wollte, jenes Band um dessentwegen die Menschen ja meist einander heiraten, da eilte der Mann aus dem Ehebett. „Wohin willst du denn?" fragte ganz erstaunt die erwartungsvolle junge Gattin. „Weißt du, ich will ein Speidel bringen, mit welchem ich dir, Liebste, das heilige und unversehrte Knöpflein deiner Scham umso leichter eröffnen und auseinander klieben kann." Wie die junge Ehefrau diese Worte hörte, fiel sie ihrem Manne um den Hals, bekannte ihm eine grobe Verfehlung, indem sie sprach: „Bleibe nur hier! Du bedarfst weder eines Kolben noch eines Speidel, denn meines Vaters Knecht hat vor drei Jahren auch dazu keines Speidels bedurft." Solches schreibt Brassicanus.

87. Vom Bettler und Bäckersbuben Wolfgang Österreicher.

Wolfgang Oesterreicher übernachtete einmal in einem Bauernhaus. Er schlief auf einer harten Bank und war davon am anderen Morgen natürlich ganz steif und fest. Beim Aufstehen fand er am Haupte eine Flaumfeder von einer Gans.

---

[1]) Luthers Vorschrift lautete:

In der Woche zwier
Schadet weder Dir noch mir
Und macht im Jahre hundertvier,

„Ach, wie hart und übel bin ich diese Nacht auf dieser Bank gelegen," jammerte er und fügte hinzu: „Wie mag es aber erst jenen ergehen, welche etwa auf tausend oder mehr Federn liegen und ruhen."

Dieser Wolfgang wurde 'mal von einem Edelmanne heftig ausgescholten, weil der Edelmann zwei Hosen geschenkt hatte, welche Wolfgang sofort wieder verkaufte. „Wie hätte ich die Hosen behalten sollen, dieweil du sie nicht hast behalten können, obwohl die Hosen dein eigen waren?" Dieser Wolfgang Oesterreicher pflegte auch zu sagen, er sei ein Hofmann, da man ihn lieber auf dem Hofe als im Hause sähe. Weiter sagte er, er wäre viel reicher denn sein Vater. Dieser habe von den Gütern jährlich fünfzig Gulden Zins gegeben. Er brauche es nicht mehr. Das war auch verständlich, denn Oesterreicher hatte alles vertan, verpraßt und verschlemmt. Einmal wurde Wolfgang von einer Bäuerin gebeten, er solle ihr eine kranke Kuh wieder gesund machen. Oesterreicher gab auf solches Begehren der Bauersfrau ein Briefchen, in welchem angeblich etliche Charakter standen. Dieses Brieflein mußte man der Kuh an den Hals hängen. Wolfgang nahm für das Mittel sieben Pfennige und zog davon. Die Kuh wollte aber augenscheinlich nicht gesunden und die Bauersfrau schöpfte Verdacht, wohl betrogen worden zu sein. So machte sich denn eines Tages das Bauernweib auf den Weg und ging zu einem Pfaffen, damit dieser das Brieflein entziffere. Der um Aufschluß gebetene Priester las der Bäuerin den Text vor: „Ißt du, so genesest du, — Frißt du nicht, so genesest du nicht, — Sieben Pfennig, das ist mein Gewinn, — Blas mir in den Arsch, ich fahre dahin!"

Solche Schnurren gibt es die schwere Menge. Vergl. z. B. Der Pesttalisman No. 233 der Schwänke Poggio Bracciolini, Romanische Meistererzähler, Band IV Seite 158 oder auch z. B. No. 210, S. 147.

88. Unsüchtiger Bauer.

Eine edle Frau, welche jedenfalls sehr geschlechterregt war, hatte einen starken, sonst aber unbescheidenen Bauern zu sich geladen, auf daß der starke Kerl ihr bei nächtlicher Weile eins auf der Geige machen sollte. Der Bauer war aber schlafdurstiger als begierig, den Leib der Edelfrau zu besitzen. So verschlief der Bauernkerl die ganze Nacht und als er gegen die Morgendämmerung endlich aufwachte, ermahnte ihn

die Frau, welche von dem ausgeruhten Kerl einen ganz besondern Genuß erhoffen mochte, er solle ihr einmal einen Dienst erweisen. Schon nahe der Tag und dann müsse er ja aufstehen und mit den Knechten an die Arbeit gehen. Schalkhaft meinte die edle Frau, die sich an dem Fingerring zu schaffen machte und ihn herumtrieb: „Meine Glieder sind ganz erkaltet und auch etwas eingezogen; ich glaube, der Tag ist schon gleich da.“ Statt den Sinn dieser Worte zu verstehen, meinte der grobe ungeschickte Bauer: „Fürwahr Frau, Ihr sagt richtig, der Tag ist nahe, denn ich wollte auch gerne ’mal scheißen.“ Das hielt der Kerl für ein sicheres Zeichen der Morgenröte.

89. Eine Geschichte Hieronymi Embsers des Sekretärs von Herzog Georg von Sachsen.

Eine Mutter fragte ihre verheiratete Tochter, wie sich denn der Mann anstelle, ob er auch nachts tüchtige Dienste leiste. „Gar nichts tut er,“ erklärte die Tochter, „höchstens greift er mir zuweilen ein bischen an den Bauch.“ — „Wenn er dich wieder mal begreift,“ meinte die Mutter, „so schreist du miau! Fragt er, was will mein liebes Kätzchen, dann gibst du ihm zur Antwort: carnem in carnarium meum — ein Fleischlein in mein Batzlein! Aus diesen Worten wird dein Mann deine Wünsche entnehmen können und dann mag er wohl dir den Willen erfüllen.“ Drei Nächte hernach tastete der Ehemann wieder ’mal am Leibe seines Weibchens herum. Getreulich befolgte die liebeshungrige Gattin den mütterlichen Rat, und kaum hatte der Mann die Miau-Wünsche vernommen, da bewies er sich als tapfer und männlich. An einer derartigen Fleischversorgung fand die Frau großen Geschmack und sie bat bald so häufig um Wiederbeginn des Spieles, daß der Mann des Fleischausteilens übermüde ward und sich mäßigte. Unvermindert schrie indessen die Frau im Bette Miau Miau, so daß der Mann der Wünsche ganz verdrießlich wurde. Heimlich kaufte er Kraut und legte es unter das gemeinschaftliche Ehebett. Als nun in der nächsten Nacht das liebesdurstige Frauchen wiederum ihr Miau seufzte, wischte der Mann unter das Bett, griff nach dem Kraute, warf es vor die Gattin und sprach: „Friß auch ein wenig Kraut dazu.“

Davon kommt das Sprichwort: „Iß neben zu auch Kraut,“ welches für die gilt, welche das Fleisch essen, das Kraut aber liegen lassen.

90. Einer kauft viele Wiegen.

Im Frankenlande gebar eine Frau ihrem Ehemanne vier Wochen nach der Heirat bereits einen Sohn. Eilends ging der bestürzte Mann auf den Markt und kaufte so viel Wiegen, daß ein ganzer Lastwagen damit beladen war. Als er mit seiner seltsamen Fracht heimkam, fragten die Leute den Mann: „Warum bringst du denn so viele Wiegen mit?" — „Ich bedarf ihrer wohl," meinte der Mann, „denn dieweil das Weib so fruchtbar ist, daß es in solch kurzer Zeit gebären konnte, werde ich für die Folge dieser Dinge kaum genug haben."

91. Von einem Mägdlein.

Ein Bursche drohte einem Mädel, er werde nachts heimlich zu ihm kommen. „Das wirst du schön bleiben lassen," meinte das Mädel, „denn ich nehme ein Messer in das Bett zu mir und wenn du kommst, werde ich dich ganz bestimmt erstechen." Trotz dieser wenig angenehm klingenden Eröffnung kam der gute wagelustige Geselle doch bei der Nacht heimlich in das Schlafgemach des guten Dirnleins. Er fand das Mädel im Bett und es schien fest zu schlafen. Da stellte sich der Bursche an als ob er wieder davongehen wolle. Wie das Mägdlein solches wahrnahm, schrie es ihm gleichsam, als ob es eben erst aus dem Schlafe erwache, nach und sagte: „Bleibe nur da, denn ich habe kein Messer bei mir."

92. Von eines Fürsten Narren.

Es ward einem Kurfürsten in Deutschland ein Narr geschenkt, ein visierlicher Mensch, der wollte sich nirgends behalten lassen, war oft aus der Hüter Hände entlaufen. Zuletzt, wie man ihn einmal erwischt hatte, ließ der Herr ihn einschließen in eine fürstliche Kammer. Nun ward aber dem Narren mit der Zeit der Bauch voll und er hatte Not zu scheißen. Weil er nirgendwo hinauskonnte und auch keinerlei Geschirr vorhanden war, darin er hätte sein Sach machen können, nahm er des Herren Stiefel und schiß einen großen Dreck hinein. Bald darnach kam der Fürst, der wollte die Stiefel anziehen und auf die Jagd ausreiten. Wie er aber den einen Fuß hineinsteckte und durch die Weichheit und den Gestank auf die Tat aufmerksam wurde, fragte er den Narr: „Narr, wer hat das getan?" Der Narr leugnete zuerst und

meinte, er wisse nicht, wer das gemacht habe. „Wer kann es denn sonst wohl gemacht haben, wenn nicht du," fragte der Fürst abermals und fügte hinzu „es war ja kein Mensch hier." Da antwortete der Narr, „es muß vielleicht das Zaunkönigiein dieses getan haben." Da mußte der Herr, welcher ein solches Vöglein im Vogelbauer hatte, hell auflachen, daß der Narr den kleinen Vogel beschuldigte, einen solch großen Kuhfladen gesetzt zu haben.

93. Schimpflicher Spruch eines Bauernmädels.

Edelleute ritten am Neckar entlang und kamen bei Bauernweibern vorbei, die am Wasser Wäsche hielten. Das Wetter war ziemlich kalt und die Weiber hatten rote Füße. „Wie kommt ihr denn zu solch roten Füßen?" fragte einer der Edelleute im Spaß. Da antwortete eine witzige Bauerndirne: „Weil wir Feuer in den Fersen haben." — „Feuer? So! Nun dann bitt ich dich, du möchtest mir dieses Rütlein anzünden," damit zeigte er seinen Gesellen aus dem Latz. Rasch hob die flinke Wäscherin die Kleider über ihren Hintern auf und zeigte denselben mit den Worten: „Hör lieber Herr! Steig herab, komm und blase mir das Feuer in meiner Küche wieder auf, denn es ist völlig verloschen."

Siehe dazu auch M. Lindener, Katzipori.

Druck von August Pries in Leipzig.


Stanford University Libraries
3 6105 005 550 210

